

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 29

Duisburg, den 16. Juli 1927

28. Jahrgang

Der Achtstundentag der Hüttenarbeiterschaft marschiert Der Erfolg unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes

Punkt für Punkt ist die Frage des Achtstundentages für die Hüttenarbeiterschaft ihrer Lösung nähergebracht. Dem Kampf von mehr als zwanzig Jahren, den unser Christlicher Metallarbeiterverband vor den anderen und älteren Metallarbeiterorganisationen begonnen und durchgeführt hatte, beginnt der Lohn des Erfolges zu winken. Mit den ersten Nummern seines Verbandsorgans 1900 setzt das Ringen um eine erträgliche Gestaltung der Arbeitszeit für die Arbeiterschaft der Hütten- und Metallindustrie ein, der Kampf gegen die „menschenunwürdigste und kulturwidrigste Arbeitszeit“ in der Schwerindustrie. Es war der erste laute Appell an die Öffentlichkeit, als unser Verband 1904 auf der Generalversammlung zu Offenbach vor aller Welt die Arbeitsverhältnisse in der Schwerindustrie schilderte, Abhilfe forderte und als Arbeitszeitnorm den Achtstundentag verlangte. Es kam die Hüttenarbeiterkonferenz in Duisburg 1907, die ganze deutsche Öffentlichkeit war aufmerksam geworden. Die der Industrie nahestehenden großen Zeitungen riefen damals das Wort von der „wirtschaftlichen Untragbarkeit“. Der deutsche christliche Arbeiterkongress und in Verfolg dessen die Bundesratsverordnung von 1909, der erste wenn auch noch unzulängliche Versuch, die Arbeitszeit der Hüttenarbeiterschaft zu regeln, war die erste Bresche in der Front der Gegner des Achtstundentages und ein Erfolg unseres Verbandes.

Unser Verband war es auch, der im Jahre 1924 die Initiative ergriff zur Wiedereinführung der dreigeteilten Schicht und die anderen Metallarbeiterverbände mit sich zog. Seine Eingabe damals, viel beachtet durch das Material, das sie darbot und die unermüdete Arbeit brachten den Erfolg, daß ab 1. April 1925 für die Hochofen- und Kokereiarbeiter auf Verordnung des Reichsarbeitsministers die dreigeteilte Schicht eingeführt wurde.

Damit war die Arbeit aber erst begonnen und selbst wenn es zwischendurch gelang, weitere Arbeitergruppen ebenfalls in den Genuß des Achtstundentages zu bringen, so war doch die Gesamtfrage noch nicht geklärt. Und darauf hin arbeitete mit Hochdruck unser Verband. Es war einleuchtend, daß jede Verstärkung der Rationalisierung und die damit verbundene Leistungssteigerung bei absoluter oder relativer Verkleinerung der Belegschaft zu unhaltbaren Arbeitszeitverhältnissen in der Grobblechindustrie führen mußte. Energisch mußte Abhilfe verlangt und geschaffen werden.

Dem gab — wiederum als erste der Metallarbeiterorganisationen — unsere Reichsdelegiertenkonferenz vom 13. März 1927 einen wichtigen Ausdruck und einen Höhepunkt. Stärkstes Echo aus der Arbeiterschaft und erneutes Aufhorchen anderer Stellen war die Folge. Die Unternehmerpresse ging scharf quer. Im Anschluß an diese Konferenz richtete der Verband eine wohlbegründete Denkschrift an die deutsche Reichsregierung, sämtliche Ministerien, den deutschen Reichswirtschaftsrat, die Parlamentarier sämtlicher Parteien des Reichstages und der Landtage, sämtliche Fraktionen und Parteivorstände, Organe der

Gewerbeaufsicht, den Nachrichtendienst des Pressewesens und der Zeitungen, die öffentlich-rechtlichen Institutionen der Wirtschaft, Industrie-, Handels-, Handwerkskammern usw., Universitäten und Bildungsstätten aller Art, Organisationen in Industrie, Handel und Gewerbe, Angestellte, Arbeiter und Arbeiterinnen, in welcher auf Grund des Par. 7 der Arbeitszeitverordnung vom 21. Dezember 1923 die Einführung der achtstündigen Schichtdauer für die Arbeiter in Thomas-, Martin-, Walz-, Preß-, Hammer- und Bodenwerken, in Röhrengießereien, Agglomerieranlagen, Thomas-Schlackenmühlen, Dolomitanlagen und ähnlichen Betrieben, sowie in den diesen Anlagen zugehörigen Kraftwerken verlangt wurde.

Dieses Vorgehen des Christlichen Metallarbeiterverbandes, dem sich nachher auch die anderen Organisationen anschlossen, hat nun zu einem weiteren beachtlichen Fortschritt geführt. Der Reichswirtschaftsrat, der sich in seinem zuständigen Ausschuss mit der Frage des Achtstundentages der Hüttenarbeiter befaßte, kam nach zum Teil sehr hartnäckig geführten Beratungen zu folgendem Kompromiß, das dem Reichsarbeitsminister in Vorschlag bringt, anzuordnen:

Artikel 1: In der Grobblechindustrie findet die Beschränkung des Par. 7, Abs. 1, der Arbeitszeitverordnung Anwendung auf folgende Gruppen von Arbeitnehmern:

1. Die Arbeitnehmer in Martin-, Thomas- und Tiegelstahlwerken einschließlich der Mischieranlagen, beginnend mit dem Einbringen des Schmelzgutes in die Ofen und abschließend mit dem Abtransport des Gusses, der Schlacken, der Kokillen und Pfannen.

2. Die in den Puddelwerken beschäftigten Arbeitnehmer nach Maßgabe des Vorschlags des Herrn Reichsarbeitsministers.

3. Die in Hammer- und Preßwerken mit der Erhitzung, dem Transport, dem Schmieden bzw. Pressen und dem Warmfügen beschäftigten Arbeitnehmer.

4. Die in Walzwerken mit der Unterhaltung der Ofen, dem Einsetzen bzw. Erhitzen des Walzgutes, dem Auswalzen, dem Beschneiden und Ausrichten der Walzzeugnisse im warmem Zustande beschäftigten Arbeitnehmer.

5. Die Generatorenarbeiter für die unter 1 bis 4 aufgeführten Betriebe.

6. Die Handwerker und Hilfsarbeiter, die mit Instandsetzungsarbeiten an im Betriebe befindlichen Ofen oder anderen, starke Hitze ausstrahlenden Betriebseinrichtungen beschäftigt werden.

Artikel 2: Die vorstehenden Bestimmungen treten am 1. Januar 1928 in Kraft.

Soweit infolge besonderer Umstände die wirtschaftliche Lage das Inkrafttreten der Bestimmungen zu diesem Zeitpunkt in einem Teile des Reichsgebietes oder in einzelnen, volkswirtschaftlich wichtigen Betrieben ohne schwere Gefährdung des Gewerbebezweiges oder des Betriebes nicht gestattet, kann der Reichsarbeitsminister nach Anhören der obersten Landesbehörde den Zeitpunkt des Inkrafttretens befristet hinausschieben.

Generaldirektor Wislott gab vorher die Erklärung ab, daß nach Auffassung der Unternehmer die wirtschaftliche Lage der Werke zwar die Wiedereinführung des Achtstundentages nicht gestattet, daß die Arbeitgeber dem Antrag aber zustimmten, um das Kompromiß nicht zu gefährden und ferner um die Fristen für die Hüttenindustrie erträglich zu gestalten.

Das Gutachten des RWA., das infolge der Dringlichkeit (der Reichsarbeitsminister hatte dasselbe bis Ende Juni erbeten) sofort dem Reichsarbeitsminister zugeleitet wird, bedeutet sicher in seinen Auswirkungen nicht die Erfüllung aller Wünsche der Hüttenarbeiter. Der Kreis der erfaßten Arbeiter hätte eine weitere Ausdehnung erfahren müssen. Auch die Frist für die Inkraftsetzung hätte sicher kürzer gefaßt werden können, ohne den Umstellungsprozeß zu gefährden. Im ganzen gesehen aber bedeutet das Gutachten einen außerordentlichen Erfolg speziell des Christlichen Metallarbeiterverbandes, der sicher bei der Hüttenarbeiterschaft freudigen Widerhall finden wird. Der Reichsarbeitsminister wird nicht umhin können, dem einstimmig gefaßten Gutachten in Kürze zu entsprechen.

Der Reichswirtschaftsrat hat gesprochen und er hat ohne Zweifel versucht, Erhebliches aus den vorliegenden Verhältnissen zu schaffen. Das noch Fehlende herauszuholen, ist eine weitere Aufgabe der Arbeiterschaft.

Aus diesem ganzen Ringen um den Achtstundentag der Hüttenarbeiterschaft ersehen aber auch die Kollegen, daß es lediglich nicht die Staatsgewalt ist, durch die etwas für die Arbeiterschaft

erreicht wird. Die Staatsinstanzen können unter eine Entwicklung einen Schlußstrich setzen und einer Forderung eine gesetzliche Gewalt geben, aber daß es überhaupt diese Entwicklung einer Sache gibt, daß eine Forderung der Arbeiterschaft reif wird, Gesetzeskraft zu erhalten, das macht nicht der Staat, sondern das ist nur möglich durch die Selbsthilfe der Arbeiterschaft. Wenn unser Verband nicht seit einem Menschenalter unablässig gebohrt und gearbeitet und in den letzten Jahren nicht seine Anstrengungen noch verdoppelt hätte, wäre es gar keiner staatlichen Instanz eingefallen, etwas für die Hüttenarbeiterschaft zu tun. Nur derjenige, der sich rührt und regt, kann zum Erfolg verschreiten. Und auch ein ganzes Gesetz nützt der Arbeiterschaft gar nichts, wenn sie das Gesetz nicht selbst stützt nur trägt. Keine Staatsgewalt kann auf die Dauer einen Achtstundentag verankern, das kann nur die Arbeiterschaft allein.

Wenn etwas deutlicher als alles andere die Notwendigkeit der Selbsthilfe der Arbeiterschaft betont, dann ist es gerade die Entwicklung der Arbeitszeitverhältnisse für die Hüttenarbeiterschaft. Das ganze zeigt aber auch die ungeheure Arbeit und Leistung gerade unseres Verbandes für die Arbeiter der Schwerindustrie. Mögen diese die Konsequenzen daraus ziehen. G. W.

Staat und Sozialpolitik

Zu den meist umkämpften politischen Ideen dieser Zeit gehört die Idee der Selbstverwaltung. In der allgemeinen Staatspolitik stellt sie sich dar als das Problem des Parlamentarismus, in der Wirtschaft und Verwaltung als Rätegedanke, in der Kulturpolitik als die Idee der Eltern-, Kirchen- und Schülerräte, in der Organisationsbewegung als das Mitspracherecht einer Anzahl kontrollierender Instanzen usw. Materiell am stärksten umkämpft, so führt Dr. Kancker im „Heimatsdienst“, dem wir diesen Artikel entnehmen, an, ist sie in der Sozialpolitik, dort also, wo die Gestaltung der unmittelbaren Lebensumstände, die „Magenfrage“ sozusagen, das unmittelbarste Interesse des einzelnen am politischen Geschehen anspricht.

In Deutschland hat die Idee der Selbstverwaltung in der Sozialpolitik seit dem Umsturz mancherlei Wandlungen durchgemacht: aus der radikalen Ablehnung nahezu aller Eingriffe in die staatliche Regelung der sozialen Verhältnisse, die der politische Rätegedanke ursprünglich propagierte, hat sich die gleichberechtigte Mitwirkung der Arbeitnehmer an der Gestaltung ihres Schicksals als Staatsbürger und Wirtschaftsbürger entwickelt. Bei der Regelung des Schlichtungs-, des Arbeitsnachweiswesens, der Sozialversicherung usw. ist ihre Beteiligung durch das Gesetz garantiert. Die Reichsverfassung hat im Artikel 165, dem sogenannten „Räteparagrafen“, die Voraussetzungen für die Verwirklichung der Wirtschaftsdemokratie in Form von Betriebsräten, Bezirkswirtschaftsräten und schließlich des Reichswirtschaftsrates geschaffen. Andererseits ist

nicht zu verkennen, daß auch der autoritäre Gedanke in der Sozialpolitik in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat. Der Grund hierfür ist in erster Linie in dem Mangel an Tradition auf dem Gebiete der Selbstverwaltung zu suchen, den Deutschland im Gegensatz, namentlich zu England und Amerika zu beklagen hat, und der den Wunsch nach einer „objektiven“ Regelung sozialer Streitigkeiten durch einen Dritten auch in jenen Kreisen verstärkte, die grundsätzlich dem Eingriff des Staates in die Selbstverwaltung der Sozialpolitik ablehnend gegenüberstehen. Dann aber auch bedingt die im Zuge der hochkapitalistischen Entwicklung sprunghaft wachsende Abhängigkeit der breiten Massen von der wirtschaftlichen Macht Weniger eine zunehmende Fürsorge der Allgemeinheit für eben diese abhängigen Schichten. Schließlich hat die Entwicklung der Großorganisationen der Wirtschaft, der Truste, der Kartelle, der Syndikate, die sich zu Staaten im Staate zu entfalten schienen und teilweise den Willen bezogenen, sich das Gesetz des Handelns nach Möglichkeit von keinem Außenstehenden vorschreiben zu lassen, den Staat zugunsten der Konsumenten auf den Plan gerufen.

Bei alledem blieb die Freiheit der einzelnen Wirtschaftsbeteiligten, gleichviel ob Arbeitnehmer oder Arbeitgeber, sich zur Wahrung ihrer Interessen zu Koalitionen zusammenschließen, jedoch unverkümmert. Es darf auch gesagt werden, daß keines der großen sozialpolitischen Gesetze in den letzten Jahren in Deutschland gegen den Willen der Interessenten vom Staate oktroyiert worden ist, auch in der Zeit des Zusammenbruchs der Währung nach dem Kriege, in der die Regierung aus Zweckmäßigkeitsgründen vom Reichstag zu weitgehenden selbständigen Notmaßnahmen ermächtigt wurde. Der Selbstverwaltungsgedanke wie die Idee der Mitbestimmung aller Wirtschaftsbürger an der Gestaltung ihres sozialen und wirtschaftlichen Schicksals ist tief genug in die Herzen und das Bewußtsein der verantwortlichen Staatsbürger in beamteteter, parlamentarischer oder sonstwie einflussreicher Stellung eingedrungen, als daß er von dort jemals wieder verdrängt werden könnte.

Anders liegen die Dinge in jenen Staaten, in denen das autoritäre Staatsprinzip sich in einer nahezu absolutistischen Form auswirkt: in Rußland und Italien. Rußlands Industrie ist im wesentlichen Staatseigentum. Auch im Gewerbe hat dort — abgesehen vom Kleinhandel — das Privateigentum an Produktionsmitteln aufgehört. Das Mitbestimmungsrecht der Arbeitgeber an der Regelung der sozialen Verhältnisse ist damit illusorisch geworden. Allein auch das System der kommunistischen Fabrik, in der die Belegschaft von Fall zu Fall zusammentrat, um die Ar-

Albrecht Dürer (zu nebenstehendem Bilde)

Manches köstliche und tiefe Bild, das in unserem Organ stand, entstammt der Kunst Albrecht Dürers. Heute bringen wir sein Bild selbst.

Albrecht Dürer war einer der größten Künstler des Mittelalters in Deutschland oder vielleicht sogar der Welt. Er wurde als Sohn eines Goldschmiedes, eine Kunst aus der schon viele Künstler hervorgegangen, geboren am 21. Mai 1471. Mit 19 Jahren zieht der junge Dürer, nachdem er die Lehre bei einem Nürnberger Maler namens Wohlgemuth in dessen damals sehr berühmten Werkstatt beendet, auf die Wanderschaft. Nach Deutschland zurückgekehrt, schafft er Werke, die ihn bald in aller Welt berühmt machen. 1505 wiederholt er seine Reise nach Italien, wird nach seiner Rückkehr vom damals herrschenden und sehr kunstsinigen, deutschen Kaiser Maximilian beschäftigt, macht wiederum eine Wanderung nach Holland, überall mit den größten Ehren aufgenommen, stößt aber nach seiner Heimat zurückgekehrt an einem Leiden, das er sich auf diesen Fahrten zugezogen, am 6. April 1526. —

Wie sehr ihn seine Zeit schätzte, geht daraus hervor, daß Kaiser Max ihn beim Malen die Leiter hielt und einem Grafen, der darüber lächelte, sagte: „Lieber Graf, ich kann täglich hunderte Menschen zu Grafen machen, aber in meinem ganzen Leben kann ich keinen Grafen zu einem Dürer machen.“

beitsbedingungen autonom festzusetzen, hat sich sehr bald als untragbar erwiesen. Die Sowjetregierung hat sich, um dem chaotischen Durcheinander der Arbeitsverhältnisse ein Ende zu machen, genötigt gesehen, von sich aus autoritativ einzugreifen — und sie hat dies materiell wie formell mit äußerster Strenge getan. Das Mitspracherecht der Gewerkschaften und Betriebsräte bei der Festsetzungen der örtlichen Arbeitsbedingungen ist gleich null, maßgebend sind im wesentlichen die Anordnungen der Moskauer Zentralbehörden, die ihrerseits die Gewerkschaftszentralen zwar „hören“, ohne jedoch in der Mehrzahl der Fälle deren Gutachten zu respektieren. Die soziale Versicherung, das Arbeiterschutzgesetz, das Arbeitslosenversicherungsgesetz u. a. soziale Maßnahmen der Sowjetregierung sind oktroyierte Gesetze, die ohne entscheidende Mitwirkung der Selbstverwaltungsinstanzen zustande gekommen sind, und die in ihrer Härte — in Rußland ist der zwölfstündige Arbeitstag z. B. keine Seltenheit — von der Mehrzahl der russischen Arbeiter, Angestellten und Beamten als „reaktionäre“ Maßnahmen empfunden werden.

Ebenso wie in Rußland ist in Italien die Sozialgesetzgebung durchaus autoritär geregelt. Der Staat ist alles, der einzelne nichts. Nur diejenigen Interessentenorganisationen, die ein reibungsloses Funktionieren der Wirtschaft im Interesse der Allgemeinheit garantieren, sind staatlich aner-

kant. Bestehen derartige Organisationen nicht, so müssen sie zwangsweise geschaffen werden. Alle christlichen oder sozialistischen Gewerkschaften sind von vornherein verboten. Streiks und Aussperrungen sind untersagt und unter strenge Strafen gestellt.

Diese Gedanken des neuen italienischen Arbeitsgesetzes, das im vergangenen Jahr verabschiedet wurde und das völlig in der Idee des Faschismus wurzelt, bilden die ideelle Basis auch für die Carta del lavoro, „den Grundbrief der Arbeit“, den die faschistische Regierung Italiens vor einigen Wochen veröffentlicht hat. Er bildet die Grundlage juristischer, moralischer und sozialer Natur für alle wie auch immer geartete, in Italien geleistete und zu leistende Arbeit. Gleichzeitig enthält er Bestimmungen betreffend die zukünftige einheitliche gesetzliche Regelung der Anstellungsbedingungen, der pflichtgemäßen Einräumung eines bezahlten Urlaubs, dessen Dauer jedoch nicht einheitlich festgelegt wird, der Kranken-, Invaliden- und Mutterschaftsversicherung, der Kündigungsfristen, der Entschädigung für unverschuldete Entlassung, der Schaffung einer besonderen Klasse für jugendliche Arbeiter, die ermöglichen soll, nach Erreichung eines bestimmten Alters über ein gewisses Kapital zu verfügen, um sich selbständig zu machen usw.. Bestimmungen, die weniger als korrekte Anweisungen, sondern als Versprechungen zu werten sind, deren Ausführung den einzelnen Ministerien vorbehalten bleibt.

Stärkeres Interesse als diese Einzelheiten beansprucht der Geist aus dem dieser „Arbeitsbrief“ geschaffen ist. Es ist der Geist des absolutistischen Staates schlechthin. Am deutlichsten

geht dies aus dem Artikel 3 hervor, in dem es heißt: „Es besteht Freiheit der beruflichen oder gewerkschaftlichen Organisation, aber nur das regelrecht anerkannte und unter die Kontrolle des Staates gestellte Syndikat (also dasjenige, das im allgemeinen und in seinen leitenden Personen Gewähr für nationale, das heißt faschistische Haltung bietet) hat das Recht zur gesetzlichen Vertretung der gesamten Kategorie der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer für die es gebildet wurde, zum Schutz seiner Interessen gegenüber dem Staate oder gegenüber anderen Berufsgenossenschaften, zum Abschluß von Kollektivarbeitsverträgen, die für alle Angehörigen der Kategorie verpflichtend sind, zur Erhebung von Beiträgen und zu ihrer öffentlichen Verwaltung.“

Hält man sich vor Augen, daß nach dem italienischen Syndikatgesetz die juristische Vertretung und Leitung eines Verbandes den darin wirkenden „Nationalgesinnten“, d. h. praktisch, den Mitgliedern der faschistischen Partei eingeräumt ist, auch wenn sie nur ein Zehntel der Gesamtheit ausmachen, so mag man sich vergegenwärtigen, wie es um die „Freiheit der beruflichen oder gewerkschaftlichen Organisationen“ bei der Durchführung der Grundsätze des Arbeitsbriefes bestellt ist. Auch die Artikel 22 bis 25 verraten eine ähnliche Tendenz. Es heißt darin: „Nur der Staat ist imstande, die Tatsachen der Beschäftigten und Beschäftigungslosen festzustellen und zu kontrollieren“. Der Arbeits-

nachweis ist zwar auf paritätischer Grundlage errichtet, steht jedoch unter der Kontrolle staatlicher Organe. Die Arbeitgeber sind verpflichtet, die in den Listen des Arbeitsnachweises eingetragenen Arbeitssuchenden anzustellen, unter Bevorzugung der in der faschistischen Partei eingetragenen, der Zugehörigen zu den faschistischen Syndikaten und unter Berücksichtigung des Zeitpunktes der Eintragung in die Listen.

Zum Zwecke der Kontrolle über die sozialpolitischen Institutionen aller Art hat die Carta del lavoro „Korporationen“ geschaffen, eine Art von Schlichtungsausschüssen zwischen den Berufsorganisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber eines bestimmten Berufs, die wiederum unter der Oberaufsicht des Staates tätig und in einem Ministerium der Korporationen zusammengefaßt sind. Damit ist der Staat zum absoluten Schiedsrichter zwischen Kapital und Arbeit gemacht worden mit dem Ziel, das freie Spiel der Kräfte zusammenzufassen in den Dienst an einer Sache, an einer Idee, in den Dienst am Staat, der naturgemäß der faschistische Staat ist. — Das italienische Experiment wird das Interesse aller beanspruchen können, die sich bemühen, aus den beiden Grundprinzipien der Sozialpolitik, dem Prinzip der Selbstverwaltung und dem autoritären Prinzip, jene Synthese zu bilden, die nach der Meinung der deutschen Sozialpolitik das Wohl der arbeitenden Klasse am ehesten und am besten garantiert.



K. Häunny

Albrecht Dürer

Bruno Rauecker.

Fleischpreise und Arbeiterschaft

Von überall her mehrten sich die Stimmen der Konsumenten, die über die Höhe der Fleischpreise klagen und ein Einschreiten behördlicher Stellen erwarten. Ganz besonders der Preis für Schweinefleisch hat eine für das Arbeiterportemonnaie fast unerschwingliche Höhe angenommen. Nach der Ansicht einiger Arbeitsphysiologen soll das aber nicht zu beklagen sein, denn Schweinefleisch sei gerade für den Arbeiter sehr schädlich, ebenso wie frisches Gemüse. Dagegen seien Kartoffeln ein wahres Labsal für den Arbeitermagen. Nun, unsere Arbeiterschaft weiß längst, daß der Magen eines Generaldirektors eine ebensolche Form und einen ebensolchen Mechanismus aufweist, wie der ihrige auch und daß das, was für den Herrn Direktor erfreulich und angenehm, für die Arbeiterschaft zum mindesten nicht schädlich ist.

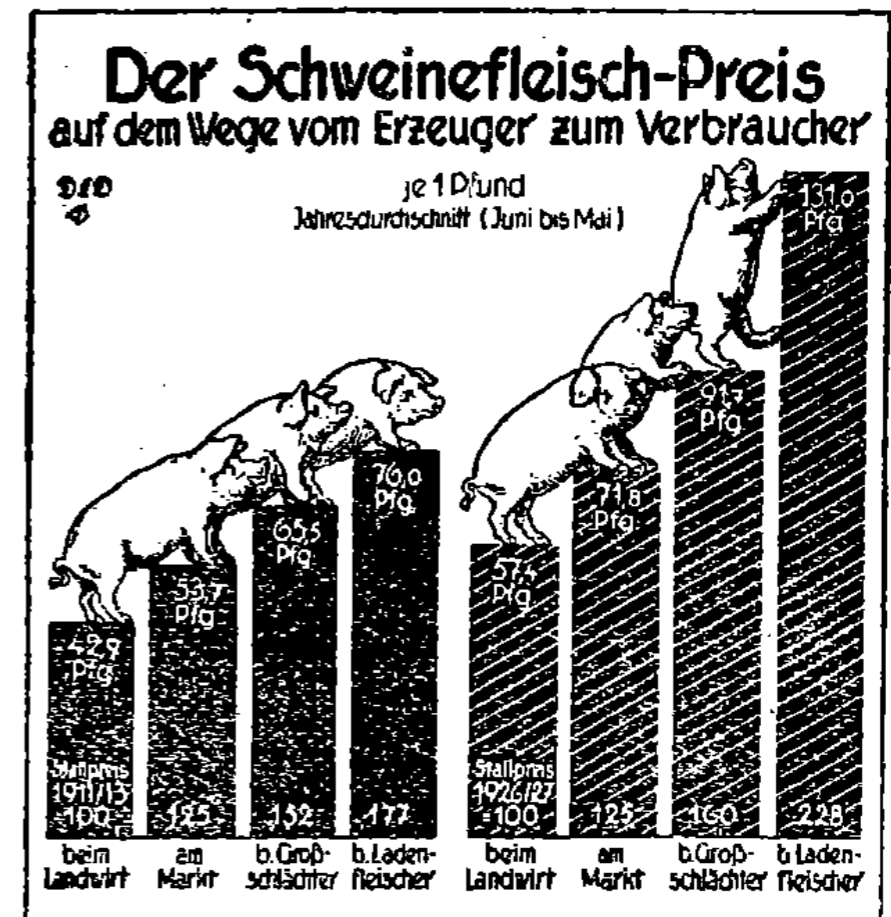
So hat denn gerade die Arbeiterschaft auch ein Recht zu verlangen, daß die Fleischpreise, vor allem die Schweinefleischpreise, heruntergesetzt werden. Der „Heimatsdienst“, Nr. 13, veröffentlicht über diese Frage eine gute Darstellung, der wir auszugsweise folgendes entnehmen:

Die Steigerungen, die der Schweinefleischpreis auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher erfährt, sind, wie das beigegebene Schaubild dartut, tatsächlich erheblich. Vorweg sei bemerkt, daß der bildlichen Darstellung die amtlichen Berliner Notierungen im Jahresdurchschnitt zugrundegelegt sind, und zwar jeweils vom Juni des einen bis zum Mai des nächsten Jahres. Ausgehend von der amtlichen Marktnotierung, ist der Erzeugerpreis beim Landwirt durch Abzug der vor kurzem im Enquete-Ausschuß festgestellten Spanne von 20. v. H. errechnet. Die Großhandelspreise basieren auf den Notierungen am Berliner Großfleischmarkt. Der angegebene Preis für Ladenfleisch stellt den Durchschnitt der Notierungen des Statistischen Amtes der Stadt Berlin dar. Im übrigen sei noch bemerkt, daß die sämtlichen Berechnungen nach einem einheitlichen von den beteiligten Kreisen anerkannten Schlüssel erfolgt sind, so daß eine Vergleichsmöglichkeit der Vorkriegspreise mit denen von 1926-27 durchaus gegeben ist.

Wie aus dem Schaubild hervorgeht, ist der Unterschied zwischen den Preispannen von 1911-13 und heute teilweise ganz erheblich. Insbesondere ist die Spanne im Fleischerladen einer Barriere vergleichbar, die dem Schwein die Erfüllung seiner Aufgabe, Hauptträger der menschlichen Fleischversorgung zu sein, nahezu unmöglich macht. Das wiegt, vom ernährungspolitischen Standpunkt aus gesehen, um so schwerer, als die Fleischnahrung unseres Volkes in der Vorkriegszeit zu 54 v. H. aus Schweinefleisch bestand.

Allerdings sind die Schweinepreise in der letzten Zeit wiederholten Preisschwankungen von 8 bis 10 Pfg. je Pfund Lebendgewicht unterworfen; die Stallpreise haben jedoch im Mai und Anfang Juni d. J. die Preise von 1913 unterschritten. Diese Preisentwicklung ist für die deutsche Schweinezucht überaus nachteilig; ja es besteht sogar die Gefahr, daß die in vollem Aufblühen befindliche deutsche Schweinezucht infolge mangelnder Rentabilität einen bedenklichen Rückschlag erleiden kann. Eine solche Entwick-

lung wäre um so mehr zu bedauern, als das Schwein eine wichtige Einnahmequelle gerade für den kleinen Landwirt und Landarbeiter bildet. Auf Märkte mit erhöhtem Auftrieb und weichenden Preisen folgen in der Regel solche mit geringerem Auftrieb und festeren Preisen. Während die Ladenfleischer die auch in Friedenszeiten üblichen Schwankungen auf den Viehmärkten früher trotz der nicht sehr bedeutenden Verdienstspanne ohne weiteres auffingen und an ihren gleichmäßigen Preisen festhielten, haben wir es erst vor kurzem in Berlin erleben müssen, daß die infolge einer vorübergehenden Materialverknappung etwas erhöhten Notierungen eines



einzigsten Marktes zahlreichen Fleischern Veranlassung geben, ihre Preise gleich um 10 bis 30 Pfg. je Pfund in die Höhe zu schrauben. Auf der andern Seite folgen bei nachgebenden Viehpreisen die Ladenpreise nur zögernd und schwankend. Nur dadurch ist es zu erklären, daß, wie das Schaubild zeigt, auch bei sinkenden Schweinepreisen die Spanne zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreis sich vergrößert. Es ergibt sich, daß die Spanne zwischen den Viehpreisen ab Stall und den Fleischpreisen im Einzelhandel heute doppelt so groß ist als in der Vorkriegszeit.

Wie diesem Uebelstand abzuwehren sei? Der Ruf nach behördlicher Einwirkung muß, da eine Zwangswirtschaft nicht mehr besteht, wirkungslos verhallen. Aber liegen nicht im Verhalten der Konsumenten selbst Möglichkeiten der Abhilfe? Ähnlich wie in England und Amerika kann man von einer fortgesetzten Kontrolle der öffentlichen Meinung, nicht in letzter Linie von der Selbsthilfe der Verbraucherschaft sich eine gewisse und letzten Endes wirksame Einwirkung auf die Preisgestaltung versprechen. Die Käuferkraft ist sich, wie sich gerade hier deutlich zeigt, noch immer nicht der Macht bewußt, die sie seit der Stabilisierung der Mark und seit der Ueberwindung des Warenmangels in den Kriegs- und Nachkriegsjahren wieder besitzt.

In der Forcierung der Eigenproduktion sowie des Konsumgenossenschaftswesens liegt ein gut Stück Weg, um zu vernünftigen Preisen auch auf dem Fleischmarkt zu kommen.

Nationalisierung und Lohngestaltung

II.

Damit kommen wir zum Ausgangspunkt zurück, nämlich zu der Feststellung, daß von Fall zu Fall entschieden werden muß, ob die Nationalisierung ihren Ausdruck in einer entsprechenden Lohngestaltung gefunden habe. Hier versagt die allgemeine Auffassung und Beurteilung. Die Beteiligten müssen selber unterfragen, ob und inwieweit noch Spielraum für eine regulative Lohnerhöhung gegeben ist. Um wenigstens ein Beispiel zu geben sei hingewiesen auf eine Berechnung, die sich in dem Gutachten der für die Untersuchung der Arbeitszeitfrage im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau eingesetzten Kommission findet. Dort wird hauptsächlich des

Verhältnisses von Leistungssteigerung, als dem vorläufigen Ergebnis der Nationalisierung, und Lohnsteigerung folgende Aufstellung wiedergegeben:

	Abraum		Rohe-Tagbau	
	Leistungssteigerung	Lohnsteigerung	Leistungssteigerung	Lohnsteigerung
1925 gegen 1924	29,1 %	22 %	36,4 %	23 %
1926 gegen 1925	12,0 %	7,4 %	6,7 %	7,3 %

Der Lohn ist also der Produktivität hart auf den Fersen geblieben, und dennoch besteht eine beträchtliche Kluft zwischen beiden. Zu deren Erklärung ist mit Recht darauf hingewiesen, daß dem ver-

hältnismäßigen Zurückbleiben des Lohnanteils eine Steigerung der Abschreibungen und der Kapitalverzinsung für die Maschinenbeschaffung, da in erster Linie die erhöhte Leistung durch die technische Rationalisierung herbeigeführt sei, in unbekannter Höhe gegenüberstehe. Allein es muß nun doch auch hervorgehoben werden, daß die gesteigerte Mechanisierung der Tätigkeit des Arbeiters — darauf läuft die Rationalisierung im wesentlichen hinaus —, eine Steigerung der „Abschreibungen“ und der „Kapitalverzinsung“, wenn man so sagen darf, auch hinsichtlich der menschlichen Arbeitskraft verlangt und rechtfertigt. Es ist mir nicht bekannt, ob die Untersuchungen von Rosenbergs exakter Prüfung standgehalten haben. Mögen sie aber selbst einer beträchtlichen Korrektur bedürfen, so fließt doch noch aus der Ausgabe, daß z. B. ein 75 Kilogramm schwerer Arbeiter für den Ersatz seiner im Taylorismus verbrauchten Kräfte anstatt der Zufuhr von 50 Gramm Fett eine solche von 339 Gr. täglich brauche, die Notwendigkeit erhöhter „Abschreibungen“ nach der Seite der Arbeitskraft hin mit geradezu erschütternder Eindringlichkeit hervor. Und damit ist nun zugleich zwischen Lohnerhöhung und Innenmarkt eine andere Beziehung aufgedeckt, die nicht die Hebung von der Seite der Kaufkraft her betrifft, sondern Erhaltung und Hebung des Innenmarktes von der Seite der Erhaltung und Entfaltung der „produktiven Kräfte“ her. Denn die wertvollste Produktivkraft ist und bleibt die menschliche Arbeitskraft.

Zu dieser Seite heute nur wenige Worte an der Hand einer praktischen Erfahrung, der m. E. größte Tragweite zukommt. In dem Jahresbericht 1926 der Vereinigung der Arbeitgeberverbände des Regierungsbezirks Aachen, also eines ausgesprochenen Textilindustriebezirks, wird lebhaft darüber geklagt, daß am Ende des Berichtsjahres Facharbeitermangel in größerem Umfange in der Aachener Textilindustrie bestand. Das ist natürlich bei der außerordentlich hohen Zahl der Erwerbslosen ein seltsamer Zustand, um so seltsamer, als nach Angabe des Aachener „Volksfreundes“ vom 18. Mai 1927 heute den in der Vorkriegszeit in der Vorkriegszeit in der Aachener Textilindustrie beschäftigten 14 000 Personen immerhin erst 10 000 Beschäftigte gegenüberstehen. Der Grund ist in der starken Abwanderung infolge des vielfach schlechten Geschäftsganges früherer Zeiten zu suchen, außerdem aber im unzureichenden Nachwuchs. Dieser Mangel an Nachwuchs besteht, obwohl — und damit wird m. E. alle einfach mechanisch verfahrenende volkswirtschaftliche Behandlung des Arbeitsmarktes, als ob auf demselben die bekannte Selbstregulierung erfolge, „siegreich“ aus dem Felde geschlagen — ganz offenkundig unter den gegebenen Verhältnissen die Chancen für das Vorwärtkommen der Arbeiter

sehr günstig sind. So zwar, daß sich die „Köln. Zeitung“ (in einem vom „Volksfreund“ zitierten Artikel) zu der Unpreisung veranlaßt sieht:

„Tüchtigen jungen Leuten kann überhaupt nicht genug eingeschärft werden, daß auch die Textilindustrie unter Umständen ausichtsvolle Fortbildungsmöglichkeiten bietet, wie so manches Beispiel aus der Vergangenheit beweist, wo aus einfachen Anfängern sich tüchtige, ja maßgebende Unternehmer herangebildet haben.“

Es muß also doch wohl in der Vergangenheit etwas versäumt worden sein, daß wir in einzelnen Branchen Facharbeiter eigentlich nur noch in einem Durchschnittsalter von 40 bis 50 Jahren haben. In einer mit zugegangenen privaten Mitteilung von Arbeiterseite heißt es, daß ohne Zweifel die schlechte Entlohnung der Facharbeiter vor dem Kriege und während des Krieges mit Ursache des mangelnden Nachwuchses von Facharbeitern gewesen sei. Besonders nachteilig habe die sogenannte Abforderklausel, die jahrelang in der Aachener Textilindustrie bestand, gewirkt. Die Unternehmer hätten denn auch eingesehen, daß diese Lohnmethode Arbeitslust und Produktionsleistung hintanhielten, und so sei die Abbauklausel im Jahre 1924 dem Ansturm der Gewerkschaft zum Opfer gefallen. Den letzteren sei es auch gelungen, Lehrverträge mit günstigen Bedingungen abzuschließen was den Zuzug junger Arbeiter zur Textilindustrie fördere. Außerdem werde diese Bewegung günstig beeinflusst durch die Gesetzesmaßnahmen zur Umschulung von Arbeitern innerhalb der Erwerbslosenfürsorge. Dieser Hinweis gibt zu erkennen, daß nunmehr die Allgemeinheit mit ihren Mitteln die Lücken stopfen muß. Mit anderen Worten gibt das auch der erwähnte Jahresbericht der Vereinigung der Arbeitgeberverbände zu, indem er feststellt:

„Es gelang dem Arbeitgeberverband, das Abkommen über die Lehrlingsausbildung dahingehend zu ändern, daß eine Bezahlung für bestimmte Zeit ausgesetzt wurde, und daß für die Lehrlinge das Geld durch das Arbeits- und Berufsamt der Industrie zugeführt wurde.“

Es scheint mir, daß dieser Hinweis für sich genügend besagt, so daß es eines Kommentars nicht bedarf. Jedenfalls liegt in diesem Beispiel, daß sicherlich in seiner Art nur eines für viele ist, die Beziehung zwischen Lohnerhöhungen und Binnenmarkt handgreiflich vor Augen. Gleichzeitig gibt das Beispiel zu erkennen, worin die Bedeutung von spekulativen Lohnerhöhungen zu erblicken ist, denn der Sinn der gekennzeichneten Erscheinung läßt sich auch dahin ausdrücken, daß das völlige Unterlassen spekulativer Einstellung der Lohnentwicklung den Arbeitsmarkt auf die Dauer ungünstig gestalten müßte und so eine Schwächung der Grundlage des Innenmarktes vorliege.

Prof. Dr. Brauer.

Die Internationale Arbeitskonferenz

I.

In den Tagen vom 25. Mai bis 16. Juni fand in Genf die 10. Internationale Arbeitskonferenz statt. Die Internationale Arbeitskonferenz ist die jährliche Delegiertenversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation, eines Staatenbundes, der neben dem Völkerbund durch den Friedensvertrag von Versailles, und zwar durch dessen Titel 13 geschaffen, wurde. Die erste Tagung dieser Konferenz fand im Oktober-November 1919 in Washington statt, und ihr wichtigster Beschluß war das bekannte Washingtoner Abkommen über den Achtstundentag.

Zu dieser ersten Tagung war Deutschland, obschon der Friedensvertrag noch nicht in Kraft getreten war, auf ausdrücklichen Wunsch der Konferenz und mit Zustimmung der damaligen leitenden Mächte ebenfalls eingeladen worden. Die deutsche Delegation konnte jedoch nicht rechtzeitig eintreffen, und nahm infolgedessen an den Verhandlungen nicht teil. Dagegen ist Deutschland auf allen folgenden Konferenzen, deren zwei 1920 in Genf und alle anderen seit 1921 in Genf abgehalten wurden, stets vertreten gewesen.

Auch an der diesjährigen, der zehnten Konferenz, nahm eine stattliche deutsche Delegation teil. Auf Grund der Bestimmungen des Titels 13 hat jeder Mitgliedsstaat vier Delegierte zu entsenden. Zwei davon sind Regierungsvertreter, meistens höhere Beamte der Arbeitsministerien, manchmal sogar der Arbeits-

minister persönlich oder sonstige der Regierung nahestehende Sozialpolitiker und Parlamentarier. Von den beiden anderen Delegierten ist auf Grund des Artikels 389 des Friedensvertrages einer in Übereinstimmung mit den maßgebendsten Arbeitgeberorganisationen zu ernennen. Jeder der vier Delegierten hat das Recht der unabhängigen Stellungnahme und Stimmabgabe. Das wirkt sich in der Praxis so aus, daß allenfalls die Regierungsvertreter in der Konferenz den Instruktionen ihres Ministeriums entsprechend handeln, während der Arbeitgeber und der Arbeitnehmerdelegierte ihren Standesinteressen entsprechend Stellung nehmen und abstimmen und dabei sehr häufig mit den Arbeitgeber- oder Arbeitnehmerdelegierten der anderen Länder zusammen gegen ihre eigene Regierung stimmen, die sie entsandt hat.

In der Tat haben sich in der Konferenz von Anfang an drei Fraktionen oder Gruppen gebildet: die Gruppe der Regierungsvertreter, die allerdings selten geschlossen auftritt, die der Arbeitgeberdelegierten, die stets von einer mustergültigen Geschlossenheit ist, selbst wenn nationale Interessen dadurch verletzt werden, und die der Arbeitnehmergruppe, deren Geschlossenheit durch die engherzig doktrinäre Haltung der sozialistischen Gewerkschafter, die in ihr die Mehrheit bilden, mehr und mehr gefährdet ist.

Neben den Delegierten nehmen noch sogenannte technische Berater an der Konferenz teil, die gegebenenfalls sowohl in den

Kommissionen als in der Vollversammlung den Delegierten, dem sie beigegeben sind, vertreten können. Unter diesen befinden sich auch regelmäßig eine Anzahl christlicher Gewerkschaftsführer, hauptsächlich aus Deutschland, Oesterreich, Belgien, Frankreich, Holland, der Schweiz, der Tschechoslowakei, Ungarn, Polen usw. Einige Länder, wie Holland, Polen, die Tschechoslowakei, Argentinien, Chile, entsenden auch schon ab und zu christliche Gewerkschaftler als nominelle Arbeiterdelegierte. In Deutschland hat sich die christliche Gewerkschaftsbewegung angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit der sozialistischen Organisationen bisher stets mit der Entsendung ihrer Vertreter als technische Berater begnügen müssen. In diesem Jahre war die deutsche christliche Gewerkschaftsbewegung durch Dr. Kandler vom D. G. B. und Frä. Wolf vom Gewerkverein der Heimarbeiterrinnen vertreten. Außerdem nahmen Kollege Becker (Arnsberg) und Kollege Schulte als Mitglied der deutschen Regierungsdelegation an der Konferenz teil.

Die Tagesordnung der Konferenz umfaßte diesmal drei Punkte: 1. Krankenversicherung 2. Koalitionsfreiheit, 3. Mindestlöhne. Sie hatte ferner den Jahresbericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes zu prüfen und sich mit einer Reihe Geschäftsordnungsfragen zu befassen. Schließlich lagen ihr noch einige Resolutionsentwürfe zur Stellungnahme vor.

Auf Grund des Artikels 403 des Friedensvertrages kann die Konferenz ihrem Beschlusse die Form eines Übereinkommensentwurfs oder den eines Vorschlages geben. Die erstere Form die verbindlichste, weil die Übereinkommen nach ihrer Ratifizierung völkerrechtlich gültige Staatsverträge werden. Ein Vorschlag ist nur eine Empfehlung an die Mitgliedsstaaten, ihre Gesetzgebung dem vorgeschlagenen Reformen anzupassen.

In diesem Jahre konnte nur der erste Punkt der Tagesordnung zu verbindlichen Beschlüssen führen, während die beiden anderen nur zur ersten Lesung standen, und die Beschlussfassung erst in der nächstjährigen Konferenz erfolgen kann. Unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors Dr. Grieser vom Reichsarbeitsministerium

arbeitete eine Kommission der Konferenz zwei Übereinkommensentwürfe und einen Vorschlag aus, die mit einigen Abänderungen von der Vollkonferenz mit der verfassungsmäßig vorgeschriebenen Zweidrittelmehrheit Annahme fanden. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf den Inhalt dieser Beschlüsse einzugehen. Es mag genügen, festzustellen, daß dadurch eine wichtige Etappe auf dem Wege der internationalen Durchführung der obligatorischen Krankenversicherung erreicht ist, und damit der Verallgemeinerung einer sozialen Reform, welche immerhin eine gewisse Belastung der Produktion und damit eine Erschwerung der Konkurrenz auf dem Weltmarkt bedeutet, wenn sie nur in einigen wenigen Ländern durchgeführt ist.

Gerade von diesem Gesichtspunkt aus war es interessant, das Verhalten der Arbeitgebergruppe in der Konferenz zu beobachten. Diese hat im allgemeinen stets die Tendenz, die Beschlüsse der Konferenz auf das äußerste einzunengen, und wenn sie, was meistens der Fall ist, mit ihren Absichten nicht durchdringt, dagegen zu stimmen. Die Arbeitgebervertreter der Länder mit ausgebauter Sozialversicherung, die sich zu Hause immer über die sozialen Lasten beschwerten, die ihnen die Konkurrenz mit Ländern ohne Sozialversicherung erschweren, mußten sich bis gegen Schluß der Konferenz der Disziplin der Arbeitgebergruppe fügen, welche fortwährend trachtete, die Beschlüsse so unverbindlich und nichtsagend wie möglich zu gestalten, und schließlich, als sie dabei erfolglos blieb, versuchte die endgültige Beschlussfassung zu sabotieren. Erst in letzter Stunde gelang es, in der Arbeitgebergruppe die Parole

„Freiheit der Stimmabgabe“ durchzusetzen und dadurch wenigstens den unmittelbar interessierten Arbeitgeberdelegierten die Abstimmung zugunsten der Kommissionbeschlüsse zu ermöglichen. Ohne diese Parole hätte die Gefahr bestanden, daß die erforderliche Mehrheit nicht zustande gekommen wäre, oder daß die Beschlüsse wegen Beschlussunfähigkeit der Konferenz unter den Tisch gefallen wären.

Hermann Henseler

Referent im Internationalen Arbeitsamt Genf.



Albrecht Dürer*

Madonna mit der Heuschrecke

Die deutsche Krankenversicherung

Im Jahre 1885 wurde als erste Lebensäußerung umfassender Sozialversicherung die deutsche Krankenversicherung in Kraft gesetzt. Es ist gewiß reizvoll, heute, nach mehr als 40jährigem Bestehen dieses bedeutsamen Zweiges der Sozialversicherung, an Hand des vorliegenden Zahlenmaterials einen Überblick zu gewinnen über sein Wachstum und aus an den sich toten Zahlen den großen Gegen zu erkennen, den diese Einrichtung für die Versicherten bedeutet.

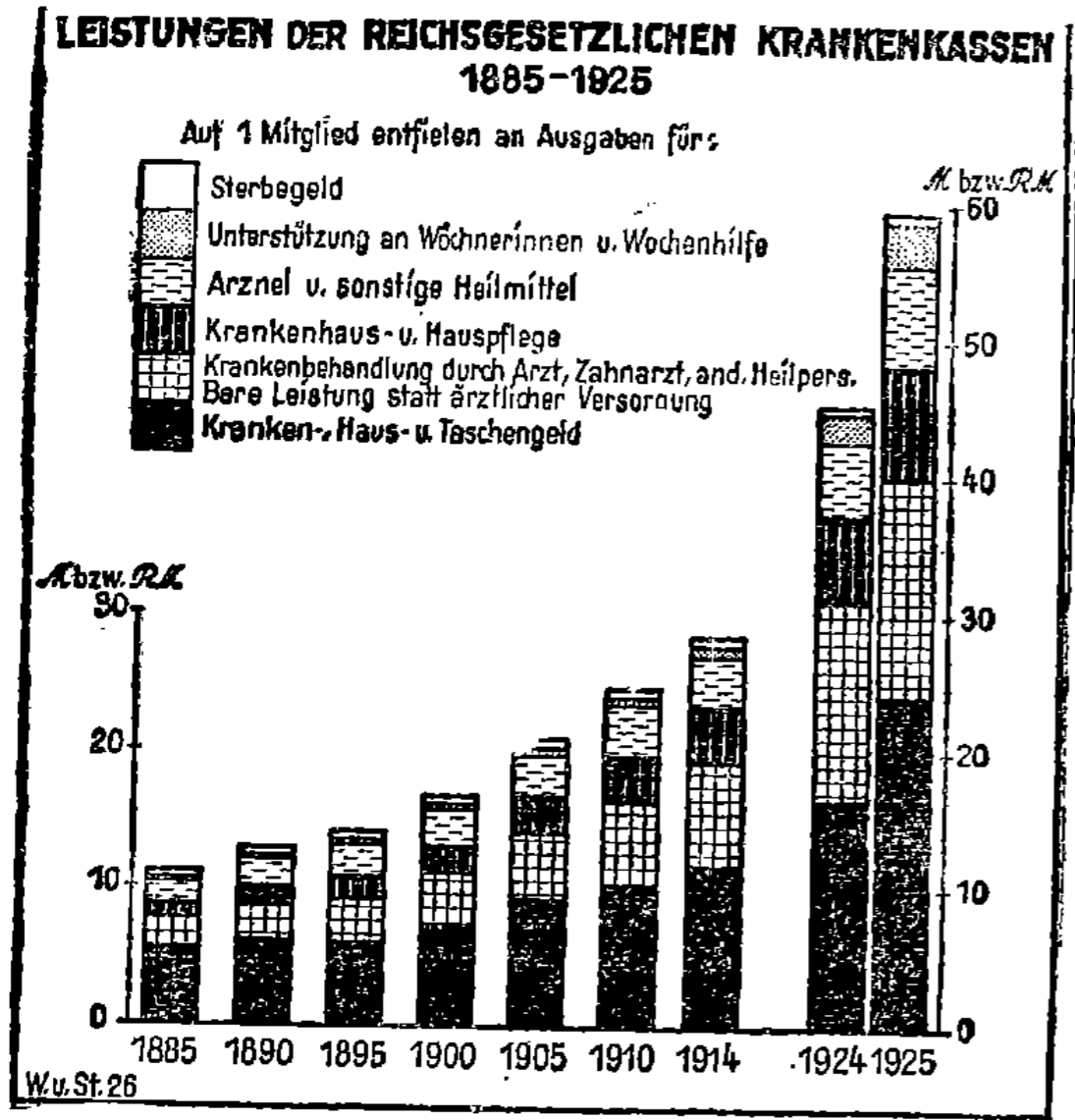
Besonders deutlich sagen uns das die Zahlen, welche Aufschluß geben über die Entwicklung der Krankenkassen.

* Siehe zu diesem Bild den Artikel „Aber welcher Schmutz denn?“ in der Frauenbeilage.

Jahr	Gesamtbevölkerung ¹		Gegen Krankheiten öffentlich-rechtl. versicherte Personen ²		
	überhaupt	Erwerbstät. ²	überhaupt	in % der Ges.-Bev.	i. % d. Z. b. Erw.-Zäh.
1885	46 707 000	—	4 670 959	10 %	—
1895	52 001 000	21 925 000	8 005 797	15,4 „	36,5 %
1907	62 013 000	27 869 000	12 945 242	20,9 „	46,5 %
1913	66 976 000	—	14 555 669	21,7 „	—
1920	61 797 000	—	18 779 610	30,3 „	—
1924	62 846 000	—	19 121 508	30,4 „	—
1925	63 150 000	33 470 000 ⁴	20 200 541 ⁴	32,0 „	60,4 %

Diese Zusammenstellung, deren Zahlen wir der Zeitschrift „Die Reichsversicherung“ entnehmen, zeigt mit aller Deutlichkeit

die andauernd steigende Erweiterung des Geltungsbereichs der Krankenversicherung, damit aber auch den großen Wert, den heute die Krankenversicherung für weiteste Bevölkerungskreise hat.



Während im Jahre 1885 nur 10 Prozent der damaligen Gesamtbevölkerung gegen Krankheit versichert war, waren es im Jahre 1925 fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Die Zahl der versicherten Erwerbstätigen stieg von 36,5 Prozent in 1895 auf 60,4 Prozent im Jahre 1925. Wenn man berücksichtigt, daß wohl die Mehrzahl der Krankenkassen die Familienversicherung eingeführt hat, dann dürfte wohl mehr als die Hälfte der deutschen Gesamtbevölkerung von der Krankenversicherung berührt werden. Die Entwicklung der einzelnen Kassenarten erhellt aus folgender Aufstellung:

Jahr	Orts- Krankenkassen					Betriebs- Krankenkassen				
	Kass.	Versich.	Kass.	Versich.	Kass.	Versich.	Kass.	Versich.	Kass.	Versich.
1885	3693	1534888	5473	1271200	224	24879	—	—	—	—
1890	4174	2746025	6044	1673531	448	74438	—	—	—	—
1905	4632	4474765	7382	2503197	686	189063	—	—	—	—
1910	4722	6845941	7957	3273710	818	296021	—	—	—	—
1920	2544	10807194	4685	3797024	878	308074	510	2181344	48	413993
1924	2225	11607741	4281	3297134	755	368363	447	2014603	41	957444
1925	2177	12358000	4284	3407000	778	443000	437	2053000	42	1122531

Diese Zahlen, die wir auszugsweise der „Reichsversicherung“ entnehmen, sind insofern interessant, als sie den Rückgang der Zahl der Kassen bei gleichzeitiger Steigerung der Versichertenzahlen zeigen. Diese Entwicklung, zum großen Teil auf gesetzliche Maßnahmen zurückzuführen, ist daneben aber sicher auch Beweis eines steigenden Interesses der Versicherten an wirklich leistungsfähigen Kassen. Gesunde Leistungsfähigkeit kann sich aber schließlich nur auf entsprechend breiter Grundlage entfalten. In dieser Hinsicht sind besonders die im Durchschnitt auf jede Kassenart entfallenden Mitgliederzahlen in nachfolgender Tabelle lehrreich und beachtenswert.

Kassenart	Mitgliederzahl im Durchschnitt 1925
Ortskrankenkassen	5676
Betriebskrankenkassen	795
Innungskrankenkassen	569
Landkrankenkassen	4720
Knappschaftskrankenkassen	48059
Ersatzkrankenkassen	26727

Den vollen Segen der reichsgesetzlichen Krankenversicherung zeigt eine Uebersicht*) über die Leistungen dieser Einrichtung.

Jahr	Entschäd.- Leistungen insgesamt	Davon für Krankenkassen				Davon für	
		Ärztliche Behandlg.	Arznei und sonstige Heilmittel	Krankengeld	Kranken- und Hauspflege	Sterbegeld	Wochen- einschl. Famil. u. Woch. r. h.
1885	54 139	9 967	8 082	26 442	5 129	3382	661
1900	174 923	36 061	28 129	78 002	21 861	5 678	2 558
1910	355 733	81 599	52 272	153 460	53 608	8 354	6 439
1924	854 728	258 447	96 589	321 265	124 518	11 222	38 778
1925	1109 685	300 648	138 755	881 433	169 054	14 843	29 253

*) Ohne Ersatz- aber einschl. Knappschaftskassen. Auszugsweise aus der „Reichsversicherung“ entnommen.

Die Tabelle zeigt deutlich die fortwährend steigende Leistung der Krankenkassen, besonders in den letzten Jahren. Das hängt natürlich mit der Entwicklung des Krankenstandes zusammen, der während des ganzen Jahres 1925 erheblich ungünstiger war, wie im Vorjahre. So stieg die Zahl der Krankmeldungen, die zum Bezug von Krankengeld führten, von 7 466 000 in 1924 auf 9 398 000 im Jahre 1925. Im Durchschnitt wurde also im Jahre 1925 fast jeder Arbeiter einmal krank. Nach einer Veröffentlichung in den Amtlichen Nachrichten des Reichsversicherungsamts, Heft 2, 1927, verauslagten allein die reichsgesetzlichen Krankenkassen ohne die Knappschaftlichen Kassen

Oliver Twist

Von Charles Dickens.

III.

Wenn es Oliver darum zu tun gewesen wäre, die Prophezeiungen des Herrn mit der weißen Weste selbst wahr zu machen, so hätte er zum wenigsten Zeit genug dazu gehabt; denn er blieb acht Tage lang eingesperrt. Allein um sich im Gefängnis zu erhängen, fehlte ihm erstlich ein Taschentuch denn Taschentücher waren als Luxusartikel verpönt — und zweitens war er noch zu sehr Kind. Er weinte daher nur den langen Tag über, und wenn die lange, grausige Nacht kam, so deckte er seine Händchen über seine Augen, um nicht in die Dunkelheit starren zu müssen, kroch in einen Winkel und versuchte zu schlafen. Aber immer und immer wieder fuhr er vor Angst und Entsetzen aus seinem unruhigen Schlummer empor und drängte sich dichter und dichter an die Wand heran, als wäre selbst ihre kalte, harte Fläche ein Schutz für ihn in der Finsternis und Einsamkeit, die ihn rings umgaben.

Es war indes dafür gesorgt, daß es ihm an Leibesbewegung, Gesellschaft und religiösem Troste nicht mangelte.

Was die Leibesübungen betrifft, so war es schönes, kaltes Wetter, und er durfte seine Waschungen jeden Morgen unter der Pumpe in einem gepflasterten Hofe vornehmen in der Gegenwart Herrn Bumbles, der durch wiederholte Anwendungen seines Stabes dafür sorgte, daß er sich nicht erkälte und daß eine prickelnde Empfindung seinen Körper durchlief. Was die Gesellschaft betrifft so wurde er jeden zweiten Tag in den Saal geführt, wo die Knaben ihr Mittagbrot verzehrten und wo er vor deren Augen zum warnenden Beispiel ausgepeitscht wurde. Und weit entfernt, daß ihm die Segnungen des religiösen Zuspruchs vor- erhalten worden wären, wurde er vielmehr jeden Abend zur Gebetsstunde in denselben Raum gestochen; hier durfte er zuhören und seinem Gemüte Tröstung zuführen, da auf Unordnung des Kollegiums ein allgemeines Gebet der Knaben eingefügt worden war, das eine besondere Klausel enthielt, in der sie zu Gott flehten, er möge sie gut, tugendhaft,

zufrieden und gehorsam machen und vor der Sündhaftigkeit und Lasterhaftigkeit Oliver Twists bewahren.

Während Olivers Angelegenheiten sich in diesem vielversprechenden und günstigen Zustande befanden ereignete es sich eines Morgens, daß der Schornsteinfegermeister Mr. Gamfield auf der Landstraße langsam seines Weges zog, in tiefem Sinnen über die Mittel und Wege, wie er seine Miete, wegen deren er von seinem Hauswirt schon zu wiederholten Malen gemahnt worden war bezahlen sollte. Mr. Gamfield mochte den Stand seiner Finanzen noch so sanguinisch betrachten: es fehlten ihm immer noch fünf Pfund an der nötigen Summe, und in einer Art arithmetischer Verzweiflung zermarterte er sein Gehirn und mißhandelte seinen Esel, als er am Armenhause angelangt, den Anschlag am Tore erblickte.

„Brrr!“ sagte Mr. Gamfield zu dem Esel.

Der Esel war ebenfalls in tiefes Nachdenken versunken und beschäftigte sich wahrscheinlich gelegentlich mit der Frage, ob er einen oder zwei Kohlstrünke erhalten würde wenn er die beiden Säcke Ruß, mit denen der kleine Karren beladen war, an Ort und Stelle gebracht hätte, und so trotzte er denn weiter ohne auf den Zuruf seines Herrn zu achten.

Mr. Gamfield stieß halbblau einen schweren Fluch aus, rannte dem Esel nach und gab ihm einen Schlag auf den Kopf, der jeden anderen Schädel, ausgenommen den eines Esels zertrümmert haben würde. Dann ergriff er den Jügel und riß scharf an dem Kinnbacken des Tieres, um ihm in zarter Weise zu Gemüte zu führen, daß er nicht sein eigener Herr sei; durch diese Mittel gelang es ihm den Esel herumzulenken. Dann gab er ihm einen zweiten Schlag auf den Kopf, um ihn bis zu seiner Rückkehr zu betäuben, und schritt, nachdem er diese Vorichtsmaßregeln getroffen hatte, auf das Tor zu, um den Anschlag zu lesen.

Der Herr mit der weißen Weste stand, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, vor dem Tore, nachdem er in dem Beratungszimmer einige tiefempfundene Wahrheiten zum besten gegeben hatte. Er hatte den kleinen Zwist zwischen Mr. Gamfield und dem Esel beobachtet und

	In Millionen RM.		
	1914	1924	1925
Barleistungen der Krankenhilfe . . .	183,9	292,4	440,4
Sachleistungen . . .	238,3	446,9	578,0
Wochenhilfe ² , Sterbegeld ³ und sonstiges	22,6	50,5	75,6
Zusammen	444,8	789,8	1094,0

Die Ausgaben pro Mitglied zeigt die bildliche Darstellung auf der vorhergehenden Seite.

Aus den Betrieben

Die „Schüler“ der Arbeiterinteressen

In den letzten Monaten haben die Sozialisten des öfteren bewiesen, daß ihnen die Sorge um die Agitation mehr Kopfzerbrechen macht als die Vertretung der Arbeiterinteressen. Daß die im Schlepptau der sozialistischen Parteien befindlichen „freien“ Gewerkschaften ebenso eingestellt sind, braucht nicht wunderzunehmen.

Vor einigen Tagen fanden für die Metallindustrie des badischen Bodenseekreises Verhandlungen wegen Neuregelung der Arbeitszeit statt. Der Bezirksleiter Brümmer, Mannheim, vom sozialistischen Metallarbeiterverband, welcher bei jeder sich passenden Gelegenheit kein gutes Haar an dem Arbeitszeitnotgesetz läßt, hatte nicht einmal den Mut, das, was das Gesetz für die Arbeiterschaft Gutes bringt, bei den Arbeitgebern zu vertreten. Er bietet, ohne Kampf, ohne den Gang der Verhandlungen abzuwarten, zehnpromzentige Ueberstundenzuschläge an. Wundert man sich da noch, wenn die Arbeitgeber mit den „Roten“ lieber verhandeln, und

wenn sie „vergessen“, die Vertreter des Christlichen Metallarbeiterverbandes einzuladen. Der letztere hat gegen das Verhalten der Arbeitgeber durch seinen Bezirksleiter Kollegen Gengler, Stuttgart, protestiert. Auch versagt der Christliche Metallarbeiterverband diesem „Abkommen“ seine Zustimmung. Die Metallarbeiterschaft des Seekreises lacht zu diesen „Errungenschaften“, denn die Arbeitszeit wurde um fünf Minuten täglich gekürzt, und die Ueberstundenvergütung macht bei einer Arbeitszeit von 52 Stunden pro Woche und 70 Pfennig Stundenlohn 28 Pfennig pro Woche aus.

M. F.

Verzicht auf Tariflohn

Ebenso wie es verboten ist, einen Arbeitsvertrag abzuschließen, in welchem ein Lohn oder Gehalt festgesetzt ist, das unter demjenigen des Tarifvertrages bleibt, ist es anerkanntermaßen auch nicht angängig, daß der Arbeitnehmer auf einen Teil seines Lohnes im voraus verzichtet. Ob ein nachheriger Verzicht gültig ist, ist bestritten. Immer fest ein Verzicht auf einen Teil des Lohnes die Kenntnis des nach dem Tarifvertrag in Wirklichkeit zu zahlenden Lohnes voraus. Wenn ein Arbeitnehmer die Höhe des Tariflohnes nicht kannte und längere Zeit ohne Beanstandung eine geringere Summe annahm, so kann darin ein Verzicht nicht gesehen werden, sondern der Arbeitgeber ist zur Nachzahlung der Differenz verpflichtet, wenn dem Arbeitnehmer eine Kenntnis des Tariflohnes nicht zugemutet werden konnte. („Das Arbeitsgericht“, 1927, S. 167.)

Zu den Ferien gehört ein gutes Buch!

Aber welches denn?

Besprich dich darüber mit dem Buchhändler des Ortes, dem Lehrer, dem Geistlichen, vor allem auch mit den beamteten Kollegen der Ortsverwaltung!

Das ist ein Vorschlag, das will ich machen! Vor allem: Vergiß nicht die „Bücher der Arbeit“. Das ist gute Kost für die Ferientage.

Die „Bücher der Arbeit“, Band 1—16, sind zu bestellen bei allen Ortsverwaltungen oder direkt bei der Zentrale Duisburg, Stapeltor 17.



Artikelangabe

Die Arbeitszeitfrage in den Walzwerken des Siegerlandes und Cauerlandes . . . Kirche und Wirtschaft (Der Arbeitgeber, Berlin, Nr. 13). Europäische Eisenindustrie (Deutsche Wirtschaftszeitung, Berlin, Nr. 24). Neuregelung des Lehrlingswesens (Die Textilwoche, 10. Juni).

lächelte vergnügt, als der Mann näher trat, um den Anschlag zu lesen, da er auf den ersten Blick sah, daß Mr. Gamfield gerade der richtige Lehrherr für Oliver sei. Auch Mr. Gamfield lächelte, als er das Schriftstück las, denn fünf Pfund waren gerade die Summe, die er brauchte, und was den Knaben betrifft, den er dazunehmen sollte, so wußte Mr. Gamfield, dem es bekannt war, welcher Art die Kost im Armenhause war, daß es sich um einen ganz kleinen, schwächlichen Kerl handeln würde, wie geschaffen für die neuen Patentschornsteine. Daher las er den Anschlag noch einmal von Anfang bis zu Ende durch, faßte als Beweis für seine Höflichkeit an seine Pelzmütze und wandte sich an den Herrn in der weißen Weste.

„Dieser Junge hier, den das Armenhaus als Lehrling vergeben will . . .“ begann Mr. Gamfield.

„Ach, lieber Mann,“ erwiderte der Mann in der weißen Weste herablassend, „was ist mit ihm?“

„Wenn das Kirchspiel ihn ein leichtes, angenehmes Handwerk, das achtungswerte Schornsteinfegerhandwerk, erlernen lassen will, so brauche ich einen Lehrling und bin bereit, ihn zu nehmen.“

„Treten sie näher,“ entgegnete der Mann in der weißen Weste. Mr. Gamfield lief erst noch einmal zurück, um dem Esel noch einen Schlag vor den Kopf zu versetzen und am Zaune zu reifen, als Warnung, er möge es sich nicht etwa einfallen lassen, in seiner Abwesenheit durchzugehen, und folgte dann dem Herrn mit der weißen Weste in das Zimmer, wo Oliver diesen zuerst gesehen hatte.

„Es ist ein schmutziges Gewerbe“, erwiderte Mr. Limbkins, als Mr. Gamfield seinen Wunsch abermals vorgebracht hatte.

„Es ist auch schon vorgekommen, daß Knaben in den Schornsteinen erstickt sind,“ sagte ein anderer Herr.

„Das kam nur daher,“ versetzte Gamfield, „daß man das Etroh naß machte, ehe man es im Kamin anzündete, um die Jungen herunterzuholen: es gab nur Rauch, aber keine Flamme. Rauch ist aber ganz unzureichend, um einen Jungen herunterzuholen, denn er veranlaßt ihn nur zum Schlafen, und das eben ist es, was er will. Jungens sind wider-

spenstig und faul, meine Herren, und ein gutes Feuer ist das beste Mittel, sie rasch zum Herunterkommen zu bringen. Es ist auch ein ganz humanes Mittel, denn wenn sie in der Esse stecken geblieben sind, so arbeiten sie, wenn sie sich die Füße verbrennen, aus Leibeskräften, sich loszumachen.“

Der Herr in der weißen Weste schien sich über diese Erklärung höchlich zu belustigen, aber seine Heiterkeit wurde durch einen strafenden Blick, den ihm Mr. Limbkins zuwarf, sofort gedämpft. Die Direktoren berieten nun ein paar Minuten miteinander, aber in so leisem Tone, daß nur die Worte „Ersparnis“ und „guten Eindruck bei der Abrechnung“, die mit großem Nachdruck mehrmals wiederholt wurden, hörbar waren. Endlich hörte das Geflüster wieder auf, und Mr. Limbkins begann, nachdem die Herren mit feierlicher Miene wieder ihre Plätze eingenommen hatten: „Wir haben Ihren Vorschlag in Erwägung gezogen, können ihn aber nicht annehmen.“

„Unter keinen Umständen,“ fiel der Herr in der weißen Weste ein.

„Ganz entschieden nicht,“ erklärten die übrigen Mitglieder des Kollegiums.

Da auf Mr. Gamfield der leise Verdacht ruhte, daß schon drei bis vier Knaben in seinem Geschäft das Leben eingebüßt hatten, so kam ihm der Gedanke, das Kollegium könnte vielleicht in einer ganz unbegreiflichen Laune daran Anstoß genommen haben. Bei der Art ihrer Geschäftsführung war dies zwar ganz unwahrscheinlich; da er aber keinen besonderen Wunsch hegte, diesem Gerüchte neue Nahrung zuzuführen, so drehte er seine Müze in den Händen und entfernte sich langsam von dem Tische.

„So wollen Sie mir ihn also nicht überlassen, meine Herren?“ fragte Gamfield, an der Tür stehen bleibend.

„Nein,“ erwiderte Mr. Limbkins; „wenigstens sind wir der Meinung, Sie müßten mit einer geringeren als der ausgesetzten Summe zufrieden sein, da es doch ein gar zu schmutziges Gewerbe ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiterfrau, Verbraucherkraft und Gewerkschaftshilfe

Der Mann produziert die Waren, aber die Frau bringt sie in volkswirtschaftlichem Kreislauf. In der Hand der Frau als Verbraucherin und Einkäuferin liegt zu einem bedeutenden Teil die wirtschaftliche Schicksalsfrage des deutschen Volkes.

Und wo bleiben wir denn? so werden die Männer fragen. Wir verdienen doch das Geld! Das ist recht, aber die Frau verwaltet es und kauft dafür ein. Kürzlich hat man in Wien ganz interessante statistische Erfahrungen gemacht. Man hat in Warenhäusern den Prozentsatz von Käufern und Käuferinnen zu ermitteln versucht und hat übereinstimmend gefunden: mehr als 80 v. H. aller Einkäufe werden von Frauen getätigt. Nicht etwa, was naheläge, Einkäufe von Lebensmitteln und Haushaltsartikeln; nein, auch fast alle anderen Waren werden vorwiegend von Frauen gekauft: Klaviere ebensogut wie Kleidungsstücke, Beleuchtungskörper wie Möbel. International läßt sich, so sagt der „Heimatsdienst“ einmal, bei den Männern eine Eigenschaft feststellen, die man nicht anders als „Kaufscheu“ bezeichnen kann. Und diese Kaufscheu der Männer geht soweit, daß sogar spezifische Herrenartikel, wie Oberhemden, Strümpfe, Kravatent, überwiegend von Frauen eingekauft werden. (Nur bei Zigarren liegt das Verhältnis anders.)

Aber gerade darum ruht auf der Frau eine besondere Verantwortung. Sie kommt ihr in der Mehrzahl der Fälle nur nicht zum Bewußtsein. Diese Verantwortung wird uns in ihrem ganzen Umfang klar, wenn wir folgende Ueberlegung anstellen: Von dem deutschen Nationaleinkommen, das gegenwärtig auf etwa 50 Milliarden Mark jährlich geschätzt wird, entfallen rund 37 Milliarden Mark auf Gehalts- und Lohnempfänger. Bei der durchschnittlichen Höhe der Einkünfte in Deutschland ist anzunehmen, daß der weit aus überwiegende Teil dieser Summe dem Konsum zugeführt wird, vorwiegend also durch die Hände der Frauen geht.

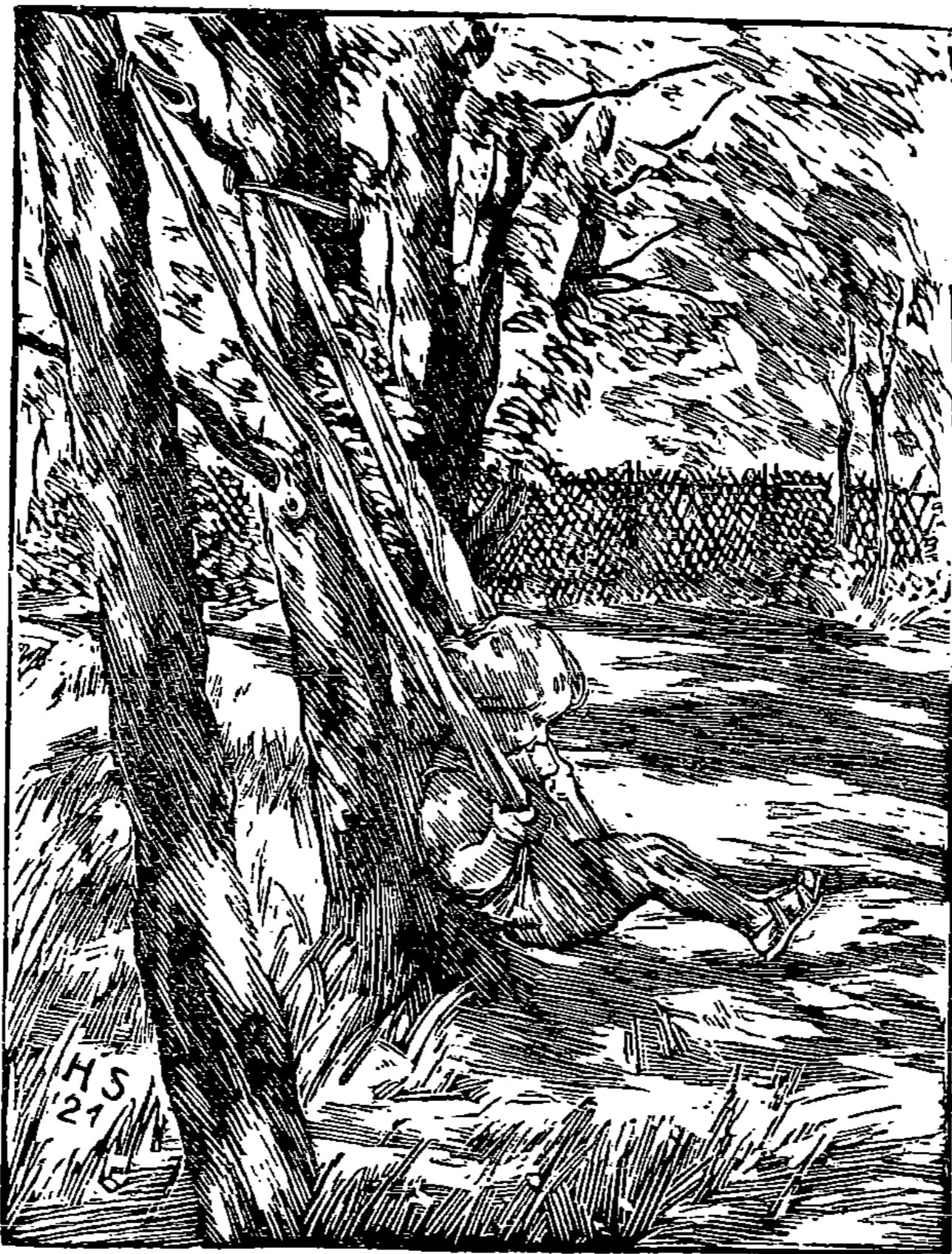
Sie, die deutsche Hausfrau, die am Letzten des Monats oder

der Woche ihr Wirtschaftsgeld empfängt, um es in Waren und Lebensmitteln anzulegen, ist in diesem Sinne die Kassenführerin der Nation, wenn man will: die Treuhänderin. Macht sie den richtigen Gebrauch von den ihrer Verfügung anvertrauten Summen, so dürfen wir hoffen, daß es in Zukunft um den Absatz deutscher Waren im Inlande besser steht.

Also in der Hand der Frau liegt die Verwendung des Konsums. Aber jetzt kommt es ganz erheblich darauf an, wie d. h. welche Artikel und Gegenstände sie einkauft. Da machen wir oft die traurige Erfahrung, daß in manchen Familien nicht zuerst notwendige und nützliche Dinge, sondern oft erst angenehme oder gar schädliche Sachen gekauft werden. Was notwendig ist, ist also die Berechnung der Kaufkraft im oben bezeichneten Sinne.

Aber auch der Konsum findet in der Arbeiterschaft leider eine oft allzufrühe Grenze, weil es an der Finanzierung fehlt, d. h. weil das notwendige Kleingeld nicht langt. Das ist nun der Punkt, wo die Gewerkschaftsbewegung im stärksten Maße einsetzt. Ihr Bestreben ist, daß dem Arbeiter ein möglichst ausreichender Anteil am Ertrag der Produktion gegeben werden soll. Deshalb kämpft sie für Lohnerhöhungen und für Preisherabsetzungen. Wieviel ist gerade auf dem ersteren Gebiet für die Arbeiterfamilie durch die gewerkschaftliche Hilfe schon geschehen. Man darf sagen, wenn man die Lohnerhöhungen der letzten Jahre in der Metallindustrie

und den gewerkschaftlichen Beitrag der ersten Klasse miteinander vergleicht, daß sich der gewerkschaftliche Beitrag mindestens mit 300 Prozent verzinst hat. Welche Sparkasse zahlt solche Zinsen? Und das alles geschah für die Arbeiterfamilie, ihre Hebung und die Hebung des ganzen Arbeiterstandes. Das ist eine Mahnung für die Arbeiterfrau, innerlich sich auf den Boden der Selbsthilfebestrebungen der Arbeiterschaft zu stellen und auch am Verbandsleben stärker als bisher teilzunehmen. Wi.



Schön

Büchens Freude

Staatsbürgerliche Erziehung der Frau

Die staatsbürgerliche Erziehung der Frau und besonders der weiblichen Jugend ist heute eine selbstverständliche Forderung. Artikel 109 der Reichsverfassung bestimmt, daß Männer und Frauen grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten haben. Und Artikel 148 fügt hinzu: In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerverständigung zu erstreben. Man hört heute den Ausdruck „staatsbürgerliche Erziehung“ oft genug. Er ist beinahe zu einem Schlag-

wort geworden. Unsere Zeit neigt mehr denn je dazu, solche Schlagwörter zu gebrauchen, unter denen der eine dies, der andere etwas ganz anderes versteht. Da kommt es darauf an, daß man sich zunächst einmal über den Begriff klar wird. Denn Schlagwörter treten meistens da auf, wo deutliche Begriffe fehlen. Staatsbürgerliche Erziehung besteht offenbar in der Erzeugung lebendiger sozialer Gesinnung. Daß wir nicht um unserer selbst willen da sind, sondern daß wir unserem Volke mit allen Kräften dienen müssen — diese einfache Wahrheit ist der tiefste Sinn aller

Staatsbürgerlichen Erziehung. Dienst am deutschen Volke — so heißt das Lösungswort. Es ist keine Frage, daß hier der deutschen Frau besondere Aufgaben erwachsen, die nur sie erfüllen kann. Nur die von tiefem Ernst und hoher Sittlichkeit erfüllte Frau kann die Wunden unserer Zeit heilen. Von ihr hängt es wesentlich ab, ob die Kurve der sittlichen Kultur im deutschen Volke wieder in die Höhe gehen wird oder nicht. Hier leuchtet die Wichtigkeit des Problems der staatsbürgerlichen Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend ohne weiteres ein.

Wir sind heute mehr denn je davon überzeugt, daß es in den Schulen nicht nur auf Unterricht ankommt, sondern vor allem auf Erziehung. Das geht auch aus dem oben angeführten Artikel der Reichsverfassung hervor. Deutsche Schule — das kann nur die Schule sein, die den deutschen Menschen der Zukunft bilden soll. Die Erziehung der Frau ist natürlich ebenso wichtig wie die des Mannes. Wir brauchen eine deutsche Volkserziehung im Sinne des großen Fichte, dessen Gedanken bis heute noch nicht restlos verwirklicht sind. Als vor mehr denn hundert Jahren das alte Preußen in der Schlacht von Jena zusammengebrochen war, da forderte er in seinen unvergänglichen Reden an die deutsche Nation: „Es bleibt uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besonderen Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne Ausnahme einzelner Glieder derselben werde.“ Das war Fichtes Idee der staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend, und seine Gedanken sind noch heute für uns richtunggebend. Er wollte eine Erziehung, die die sittlichen Kräfte in den Jugendlichen weckt, so daß die Selbstsucht, die Wurzel allen Übels, abfällt wie welkes Laub. Damit wird ohne weiteres klar, daß die staatsbürgerliche Er-



Mähler

Junge Frau

ziehung heute das wichtigste Problem der Volkserziehung ist. Nicht nur der Pädagoge, auch der Politiker und Soziologe wird sich mit dieser Frage zu beschäftigen haben.

Darum muß die Schule ihnen eine Bildung übermitteln, die ihren Wert in sich trägt, indem sie ebenso sehr geistige Reife wie Lebenstüchtigkeit zum Ziele setzt.

Alle staatsbürgerliche, soziale und politische Kultur ist im Grunde Kultur der Seele. Hier ist der Quell, aus dem alles persönliche Leben, alle Kultur hervorstießt, das Lebenszentrum, von dem alle organischen Bildungen ausgehen. Deshalb ist staatsbürgerliche Erziehung zuletzt nicht mehr und nicht weniger als Charaktererziehung. Das bloße Wissen von bürgerlichen Einrichtungen und allerlei Paragraphen tut es nicht — der Wille der jungen Menschen muß in Bewegung gesetzt werden. Wahre Bürgerkultur kann nur da vorhanden sein, wo tiefe moralische Kultur getrieben wird. In diesem Sinne rief Pestalozzi seinem Zeitalter zu: „Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können!“ Staatsbürgerliche Erziehung geht also nicht auf das Äußere, sondern auf das Innere, das Innerste.

Die jungen Mädchen von heute fühlen sich als einen Teil des Staates. Die Verleihung des allgemeinen Wahlrechts an die Frauen hat die weibliche Anteilnahme an allem Politischen gesteigert. Mit Recht. Sie sind sich ihrer großen Zukunftsaufgaben bewußt. Sie sollen nicht nur die heute ausgesprochen männliche Kultur durch spezifische Frauenleistung ergänzen — sie sollen vor allem ihre innerste Weiblichkeit, ihre Mütterlichkeit hineinbringen in die Seele des deutschen Kulturstaates. Möchte sich die weibliche Jugend ihrer staatsbürgerlichen Pflichten bewußt werden zum Segen des deutschen Vaterlandes!

Dr. Konrad.

Auch die Hausfrau muß Ferien haben

Na, wird da mancher „alte Knabe“ denken und die Überschrift zum zweitemale lesen, das ist nur eine schöne Geschichte, jetzt wollen sie sogar im „Metallarbeiter“ auch schon meine „Ole“ rebellisch machen. Das mit den Ferien der Hausfrau ist ja schön und gut, aber wie soll denn alles zu Haus seinen getregelten Gang gehen, wenn die Hausfrau Ferien haben soll?

Und doch, mein lieber Freund, ist die Angelegenheit schon einmal — trotz mancher Schwierigkeiten, die dabei entstehen können — sicherlich des Besprechens wert.

Daß die im Beruf Stehenden, gleichviel ob Mann oder Frau, eines alljährlichen Urlaubs bedürfen, einiger Zeit vollkommener Entspannung und Erholung, um sich leistungsfähig zu erhalten und ihre Arbeit mit ungeminderter Kraft und Frische weiterzuführen, weiß und versteht jeder.

Ebenso, daß die Schulkinder und Studierenden Ferien brauchen. Nur der Hausfrau, der Vielgeplagten, unermüdetlich Tätigen, wird diese für alle anderen selbstverständliche Wohltat nicht immer zugebilligt.

„Vater muß verreisen“, heißt es in gar mancher Familie. „Er ist ja das ganze Jahr über in der Fabrik. Und er muß auch auf seine Gesundheit achten, sonst setzt man einen Jüngeren an seine Stelle.“ Die Tochter verreist auch, denn sie hat es ebenfalls nötig und überdies leiht sie es sich aus eigenen Einnahmen. Das Ebnchen endlich kommt zu Bekannten aufs Land. Das arme Kind soll doch einmal aus dem Häusermeer der Stadt heraus. Nur Muttmchen bleibt zu Hause.

Ja, Muttmchen bleibt zu Hause. Denn sie ist die einzige, die nichts verdient und besondere Entlastung nicht zu bedürfen scheint. Ihre Arbeit ist etwas absolut Selbstverständliches, worüber man nicht viele Worte macht.

Daß sie ein ganzes Jahr lang Tag um Tag die Mahlzeiten bereitet, Wohnung, Kleider und Wäsche in Ordnung gehalten, daß sie gerechnet und gespart und sich nie und nimmer Ruhe gegönnt hat, zählt das wirklich so wenig?

Und wenn sie vor der Zeit erschöpft und verbraucht ihren Posten nicht mehr auszufüllen vermöchte, wäre das nicht gerade so schlimm, ja vielleicht sogar noch schlimmer, als wenn des Vaters Erwerbskraft erlahmt? Und braucht sie, deren Tätigkeit mühsam und eintönig ist, nicht bitter nötig ein wenig Abwechslung und Freude in Gestalt einiger sorgloser Ferientage?

Wenn sie alle, für die die Hausfrau ein Jahr lang still und anspruchslos gearbeitet hat, der Gatte und die übrigen wirtschaftlich selbständigen Familienmitglieder, das bedächten, müßte leicht Abhilfe zu schaffen sein; sie will ja sicherlich keine großen Reisen unternehmen und keine Modebäder aufsuchen.

Ein stilles Fleckchen irgendwo im Grün, eines der vielen Kleinen und einfachen, aber schönen Nestchen, wird ihr genügen.

Und wenn sich das alles geldlich wirklich und beim besten Willen nicht einrichten lassen sollte, dann muß der Hausfrau zumindestens die Arbeit für ein paar Sommerwochen abgenommen werden. Dann wird das Aufräumen, Einholen und Kochen in freiwilliger Liebesankunft von denen besorgt werden, die sich sonst von der Frau des Hauses bedienen lassen, damit sie endlich Muße hat, an sich selbst zu denken; mit einem guten Buch einen der schönen öffentlichen Parks aufzusuchen, spazieren zu gehen, vielleicht auch ein Museum oder eine Ausstellung zu besuchen, kurz — all das zu tun, was sie gern möchte, und wozu sie gewöhnlich keine Zeit findet. Und dann wird selbst die Last, daß Muttmchen zu Hause bleibt, ihre Härte verloren haben. Die Frau selbst aber muß sich dann auch mal von dem Gedanken freimachen, als wenn ohne sie das ganze Haus zusammenstürzte.

G. v. Sch.

Gemütlichkeit zu Hause

Jedermann hat das Recht, sich's zu Hause in seinen vier Wänden so gemütlich wie nur irgend möglich zu machen. Doch darf diese Gemütlichkeit natürlich nicht die Grenzen überschreiten. Es soll immer so sein, daß ein plötzlich eintretender Besuch keinen Schrecker hervorruft, sondern das Gegenteil, daß er freudig begrüßt werden kann.

Wie häßlich und unmöglich ist es, wenn z. B. der Tisch nicht ordentlich gedeckt ist, in der Voraussicht, daß ja doch keiner kommen wird. Das Tischtuch ist schmutzig, die Servietten fehlen gänzlich, das Geschirr ist angestossen, Bestecke und Glas sind nicht sauber. Da soll sich die Hausfrau nicht wundern, wenn sie allmählich die Achtung bei ihrem Mann verliert.

Die Zimmer müssen immer aufgeräumt und in guter Ordnung sein. Es kann nicht jedes Familienglied alle Sachen herumliegen lassen; es ist Sache der Hausfrau, für Ordnung zu sorgen. Nicht, daß sie alles selber aufräumen müßte, beileibe nicht, das wäre sogar verkehrt. Nein, aber sie muß ihren Mann und auch

die Kinder zur Ordnung anhalten und sie dazu erziehen. Behalten das nicht mit Milde, so muß es eben bei Kindern mit Strenge gehen. Es kann nichts Ungemütlicheres geben als eine unaufgeräumte, unordentliche Wohnung.

Schon morgens beim Frühstück soll alles möglichst nett und adrett sein; das macht gute Stimmung und bringt Gemütlichkeit. Gibt aber die Hausfrau mit noch verschlafenen und brummigen Gesicht am Frühstückstisch, wenn möglich noch unfrisiert (nun, das ist ja jetzt durch den Bubikopf besser), (Hört, hört! O. Sezerlehrling.) so ist damit schon für den ganzen Tag die Laune des Gatten verdorben. Es ist unbegreiflich, daß die Frau nicht selber einsehen sieht, wie leichtfertig sie durch ein solches Benehmen mit der Liebe ihres Gatten spielt. Allzuoft läßt sich der Mann, der die Ordnung liebt, einen solchen schlampigen Haushalt nicht gefallen, und bald gibt es eheliche Zerwürfnisse, wenn die Ordnung nicht Unordnung und Sichgehenlassen machen die Behaglichkeit im Heim aus, sondern das strikte Gegenteil. Isabella.



Großmutter erzählt Märchen.

fallen, und bald gibt es eheliche Zerwürfnisse, wenn die Ordnung nicht Unordnung und Sichgehenlassen machen die Behaglichkeit im Heim aus, sondern das strikte Gegenteil. Isabella.

Aber welcher Schmuck denn?

Immer und immer wieder möchten wir darauf hinweisen, daß es nicht nur einen Schmuck der Wohnung, sondern vor allem auch Anlaß zu einer geistigen Vertiefung bedeutet, ein schönes Bild in der Wohnung zu haben. Man soll es ja nicht nur aufhängen, sondern man soll es betrachten, sich hineinverlieren, mit seiner Familie darüber reden und dann wird man erst sehen, wieviel Frohes und Erhabendes von einem solchen Bild ausgehen kann.

Das Verbandsorgan des Christlichen Metallarbeiterverbandes bemüht sich, bei seinen Lesern auch durch Vorführung guter Bilder den Geschmack zu veredeln. Heute haben wir nun eines der lieblichsten Bilder von Dürer uns ausgesucht „Madonna mit der Heuschrecke“. Das Bild steht im Hauptteil und etwas über Dürer selbst, findet man auf der zweiten Seite.

Dürer malt mit Vorliebe das Marienleben und vertieft sich

in alle Einzelheiten, die damit zusammenhängen. Eine gesunde, lebendige Stimmung liegt über dieser Familiengemeinschaft. Wie zart und liebevoll sind auf unserm Bild auch die kleinsten Einzelheiten dargestellt, die Blätter, die Blumen, die Gräschen. Man sieht die Maserung des Holzes und die Sprödigkeit des Gesteins.

Albrecht Dürer hatte keine Kinder, vielleicht zeigen seine Marienbilder in ihrer liebevollen Vertiefung die Sehnsucht danach, deshalb vielleicht seine Vorliebe gerade für diesen Stoff. Künstlereruhm wurde ihm im höchsten Maße zu Teil, menschliches Glück blieb ihm als Gatte und Vater fern.

Die heilige Familie mit der Heuschrecke ist eines der ersten Kupferstiche Albrecht Dürers, der 1496 entstanden ist. In seiner Art der Ausführung und Technik erinnert er an eine Federzeichnung.

Vom Fischer und seiner Frau

II.

Am andern Morgen wachte die Frau zuerst auf; sie sah von ihrem Bett aus das herrliche Land. Der Mann reckte sich auch, wuschte sich die Augen aus und wollte sich gerade aufrichten, da stieß ihn seine Frau in die Seite und sagte: „March du Faulpelz, steh auf und schau mal aus dem Fenster. — Ist das nicht herrlich dort? — Sieh, warum können wir nicht König sein über das schöne Land? Geh zum Butt, ich will König werden!“

„Ach liebe Frau,“ sagte der Fischer, „warum willst du denn König sein. Ich habe zum Beispiel gar keine Lust, König zu sein!“ „Das ist auch gar nicht notwendig, es genügt, wenn ich König bin“, entgegnete seine Frau, „geh sofort hin und trage dem Butt meinen Wunsch vor!“

Da ging der Mann hin, aber er war ganz betrübt, daß seine Frau König werden wollte. „Das ist nicht recht, das ist nicht recht“, sprach er zu sich selbst. Als er an die See kam, war das Wasser ganz schwarzgrau und dick, gärt tiefe vom Grunde her und roch faul. Er stellte sich ans Ufer und rief:

„Mantje, Mantje, Limpe Le!

Buttje, Buttje in der See!

Meine Frau, die Hebill,

Will nicht so, wie ich wohl will.“

„Was will sie denn,“ fragte der Butt, der seinen Kopf aus dem Wasser gesteckt hatte. „Lieber Butt, meine Frau will Königin werden!“ „Geh hin,“ sprach der Butt, „sie ist es schon!“

Der Alte machte sich auf den Heimweg, aber er traute seinen Augen kaum, als das Schloß viel größer und stolzer geworden war. Ritter sprengten auf und ab, Schildwachen präsentierten, eine Gesandtschaft aus dem fernen Asien breitete gerade Spezereien vor seine Frau aus, die

auf dem Thron saß, den Purpurmantel um die Schultern geschlagen und ein Schwert in der Linken haltend. Der Alte riß vor Staunen Nase und Mund auf. Er schlich sich zaghaft an den Thron heran und sagte: „Frau, bist du nun wirklich König!“ „Ich bin der König“, entgegnete die Alte. „Nein, was ist das schön,“ lächelte der Fischer, „jetzt wollen wir auch zufrieden sein und uns nichts mehr wünschen!“

Da blühte ihn die Alte an und rief: „Was schwagest du von Zufriedenheit. Ich bin überhaupt nicht zufrieden. Mir wird die Zeit schon zu lange, bis ich Kaiser geworden bin. Geh zum Butt und sage ihm, daß ich Kaiser werden will!“

Der Alte schüttelte das Haupt und sagte: „Frau, ich weiß ganz genau, daß der Butt keine Kaiser machen kann. Kaiser ist nur einmal im Reich und deshalb kann er es nicht machen!“ „Wie“, rief die Alte, „du gibst Widerrede, ich bin der König, du bist nur mein Vasall, du machst dich sofort auf den Weg.“

Der Alte nahm die Mütze unter den Arm und schob von dannen. Er murmelte aber in seinen Bart: „Das geht nicht gut. Kaiser werden zu wollen, ist doch schon unverschämt. Der Butt wird es sicher nicht tun.“ So war er an die See gekommen, die schwarz und dick vor ihm lag, sie begann schon wirbelnde Blasen zu werfen, ihm wurde es grün und gelb vor den Augen, aber er sagte sein Verschen her:

„Mantje, Mantje, Limpe Le!

Buttje, Buttje in der See!

Meine Frau, die Hebill,

Will nicht so, wie ich wohl will.“

„Nun, was will sie denn,“ fragte der Butt. „Ach, lieber Butt,“ sagte der Fischer, „ich schäme mich wirklich es zu sagen. Sie will jetzt sogar Kaiser werden!“ „Geh hin,“ sprach der Butt, „sie ist es schon!“

Als sich der Fischer heimwärts wandte, blieb er plötzlich stehen und rief sich vor Verwunderung die Augen. Ein neues Schloß stand da, auf

Den Mittel- und Hauptpunkt des Bildes bildet die mädchenhafte Gottesmutter. Das sie umhüllende Gewand haucht sich in schönen, schweren Falten, irgend etwas von windbewegtem Wasser scheint in diesem Stoff gefangen, der sich noch teppichgleich auf dem Boden weiter ausbreitet. —

Blond herabwallende Haare umrahmen den Kopf Marias, sie hebt das Kind zu sich empor, welches mit dem Händchen an ihren Hals greift. — Sie sitzt auf einer Rasenbank, die aus Holzpfosten, Brettern, Gras und Erde gebildet ist. Auf der anderen Seite der zum Sitzen geschafenen Erhöhung schläft Josef, Kopf und Arm aufstützend, ebenfalls in ein faltiges Gewand gehüllt. Links begrenzt unser Bild eine kleine Hütte, wir dürfen wohl annehmen, daß sie die bescheidene Behausung der Familie darstellt, daran schließen sich Bäume und ein Bauernhaus.

Die weitausladende Landschaft des Hintergrundes wird von einem klaren See, Gebirge und einer kleinen Ortschaft begrenzt, die sich um einen Turm, vielleicht von irgend welcher Befestigung, aufbaut. Kleine Schiffe beleben den See und geben der Landschaft Leben und Stimmung. Ueber dem Ganzen wölbt sich ein klarer Himmel, der nur ganz oben in ein leichtes Wolkengekräusel übergeht, aus welchem Gott Vater, gleichsam wie aus einem Rahmen hervorschaut, mit dem Sinnbild des heiligen Geistes, der Taube und dem Strahlenbündel, dem Zeichen seiner Allmacht.

Dieses Bild, einer der feinsten Kupferstiche, von der Reichsdruckerei herausgegeben, kostet, 20 mal 30 groß, auf Karton aufgezogen, 2,50 Mark. Sicherlich kein unerschwinglicher Preis. Wieviel Freude müßte es in der Familie machen, wenn alle zu einem solchen Bilde mit sparen helfen wollten, so daß alle das Bild als ihr gemeinsames Eigentum betrachten.

Edith Weber.

Arztliche Ratichläge

Ueber Fliegen- und Mückenplage

Dr. Michael Steiner, Duisburg.

I.

Während der Kampf gegen die Mikroben unter Mitwirkung jedes einzelnen von uns es dahin gebracht hat, daß die Infektionskrankheiten abgenommen und an Gefährlichkeit verloren haben, ist die mindestens ebenso gefährliche Fliegenplage sonderbarerweise bisher vernachlässigt worden. Man muß sich wundern, daß das Reichsgesundheitsamt erst in diesem Jahre unternommen hat, die naheliegende Fliegenbekämpfung zu organisieren. In dem Ausruf: „Töte die Fliege, sonst töten sie Dich“ liegt alles, was uns zu dem Feldzug gegen die Fliegenplage ermuntern soll. Wer die Gesolei im vorigen Jahr besucht hat wird sich jener Darstellung erinnern, welche veranschaulichte, wie Fliegen mit unglaublicher Bosheit ihren Flug stets so einrichten, daß sie von Eiter, Auswurf und Kot direkt auf Butter, Milch Käse, Obst usw. gelangen. Es ist gleichgültig, ob es sich um eine gewöhnliche oder eine mückenartige Stubenfliege, um die blauschimmernde Schmeißfliege, um die grünliche Goldfliege oder um die gemeine Stechfliege handelt. Alle sind sie mit Saug- und Stachelwerkzeugen versehen. Wenn die wärmere Jahreszeit beginnt, also Ende April, sieht man sie gewöhnlich nur ganz vereinzelt. Aus einem einzigen Fliegenpaar entstehen bis Mitte Mai schon 200, Anfang Juni sind es schon 20 000, Ende desselben Monats bereits 20 Millionen. Anfang August sind von diesen beiden Fliegen 20 Milliarden Nachkommen entstanden. Man hat ausgerechnet, daß ein Weibchen bei einer zweimonatigen Lebensdauer zirka 1000 Eier ablegt und nach 5 Monaten ungefähr die phantastische Zahl von vierzigtausend Billionen Nachkommen haben kann. Wenn man bedenkt, daß es eine unumstößliche Tatsache ist, daß Fliegen die Uebertragung sämtlicher ansteckender Krankheiten sein können, so wird man die dringende Mahnung verstehen, die Bekämpfung der Fliegenplage so früh als möglich zu beginnen und unausgesetzt fortzuführen. Alle Darmkrankheiten des Säuglings, der Kinder und Erwachsenen, besonders aber die Ruhr, Cholera, Sommerdurchfall und Unterleibstypus, sind durch die Fliegen übertragbar. Auch Pest- und Tuberkelbazillen, Milzbrand, Rückfallfieber, Aussaß, Ägyptische Augenkrankheit, das Wundfieber, Rose, Eiterungen und die Genickstarre und ansteckende Kinderlähmung können durch Fliegen übertragen werden. Von der Malaria mücke, die glücklicherweise in Mitteleuropa selten vorkommt und auch von der Uebertragung der Tierkrankheiten (Maul- und Klauenseuche zum Beispiel) soll hier nicht gesprochen werden.

Fliegen entwickeln sich auf Müll- und Düngerhaufen, in Abortgruben und in Schmutzwinkeln jeder Art. Fliegenflecke, wie sie an Fenster- und Spiegelscheiben sowie sonstigen Gegenständen aus Glas oder blankem Metall so häufig in großer Zahl auffallen, sind eingetrocknete Flüssigkeitstropfen, die aus dem Kropfhalt mittels Rüssels nach der Nahrungsaufnahme ausgeschieden werden. Und wenn man bedenkt, daß die Fliege während derselben Darm gleichzeitig entleert, so ist damit schon die Gefahr einer Verunreinigung von Nahrungsmitteln durch Krankheitskeime, die sich fast regelmäßig im Fliegendarme befinden, erklärlich. Aber auch an ihren Füßen und zahlreichen Haaren und Borsten, mit denen Körper und Flügel bedeckt sind, bleiben sehr leicht kleinste Teilchen des von ihnen besuchten Urtrats hängen (Kot, Auswurf usw.).

(Schluß folgt.)

Vom Kochen und Küssen

„Daß Kochen eine Kunst (und wie eine große!), wird positiv am besten durch negative Resultate bewiesen!“ seufzte ein jungverheirateter Ehemann, dessen Frau selbst kochte!

Wie leicht ist es, sich in das Herz eines Mannes hineinzuküssen — wie schwer dagegen, sich durch Kochen darin zu behaupten!

Zwischen Liebe und Magen besteht eine interessante Wechselwirkung, da bekanntlich Liebe Hunger macht!

Gewiß spaziert die Liebe durchs Auge ins Herz, aber auf die Dauer logiert sie sich doch am liebsten im Magen ein!

Küsse sind die Festtagskuchen des Lebens, der Alltag aber wird nicht satt davon!

Es gibt auch eine Poesie des Magens, die sich zwar nicht in Leuz- und Mondscheingeschichten austobt, sondern in schaumzarten Omeletts und rosig angehauchten Beefsteaks!

Der Bräutigam (schwärmerisch): „Mein Mädchel küßt, sage ich Ihnen — erquißt!“

Der Ehemann (gelassen): „Und meine Frau kocht, sage ich Ihnen — erquißt!“

L. G.

Marmelstein und Marmor erbaut. An allen Türmen bliesen Trompeter, vor den Löwen standen edle Grafen und hielten Wache. Als der Fischer in den Thronsaal schritt, glitt er aus und rutschte über den Boden weiter, er konnte nämlich nicht auf Parkett gehen. Auf einem goldenen Thron saß er seine Frau sitzen, sie trug eine goldne Krone auf dem Haupte, die mit vielen Diamanten und Juwelen geziert war. In der rechten Hand trug sie den goldenen Reichsapfel und in der linken das kostbare Szepter. Ringsumher standen die Trabanten, die Hofleute und die Ritter, in köstlichen Gewändern die einen, in Erz starrend die andern. Fürsten und Herzöge beugten sich vor ihrem Thron. Der alte Fischer aber ging durch die Reihen hindurch, blieb vor dem Thron stehen und fragte: „Frau, bist du nun wirklich Kaiserin?“ „Ja,“ entgegnete sie mit stolzer Stimme, „jetzt bin ich Kaiserin!“

Da ging der alte Fischer rund um den Thron und besah sich seine Frau von oben bis unten, befühlte die kostbaren Stoffe und sagte: „Ne, Frau, was ist das doch schön, daß du Kaiserin bist. Jetzt bist du doch sicher zufrieden!“

Da runzelte die Alte die Stirn, daß die Krone schief rutschte und sagte plötzlich aufgeregt: „Was fragst du eigentlich noch hier. Geh schleunigst hin zum Butt, ich will jetzt Papst werden!“

Da bekam der alte Fischer das Zittern in die Knie, drehte seine Scharlachmütze in den Händen herum und sagte leise: „Frau, das geht nicht. Papst ist nur einmal in der Christenheit, das kann der Butt nicht machen.“ Die Alte fuhr aber auf: „Mann, ich will aber Papst werden, du gehst sofort hin, ich will heute noch Papst werden.“ „Frau, Frau, ich bitte dich, laß das sein, das geht nicht gut, das nimmt kein gutes Ende!“

„Du bist ein alter Schwächer,“ entgegnete seine Frau, „wenn der Butt kein Kaiser machen kann, so kann er auch einen Papst machen. Ich bin dein Kaiser, du bist mein Untertan, geh sofort hin!“

Da erschrak der Mann und ging hin, es war ihm aber ganz übel im Mute, er zitterte und bebte, und die Kniee schlotterten ihm. Er kämpfte sich durch gegen den Sturm, der über das Land segte. Die



Blätter wirbelten von den Bäumen, und das Wasser stieg in wilden Wirbeln gegen die Ufer. Fern hörte er Schiffe in Seenot Signale geben. Es war als ob die Natur im Kampfe mit sich selbst läge. Der Himmel war ganz undüster, nur in der Mitte war noch ein wenig Blau zu sehen, aber an den Rändern zog es sich schon blutrot zusammen. Zuerst wußte er kein Wort hervorzubringen, dann sagte er mit leiser Stimme:

„Mantje, Mantje, Linpe Le!“

„Buttje, Buttje in der See!“

„Meine Frau, die Isbill,“

„Will nicht so, will ich wohl will!“

„Was will sie denn nun schon wieder,“ fragte mit dunkler Stimme der Butt, als er herangeschwommen war. „Ach, lieber Butt, sei mir nicht böse, aber meine Frau will Papst werden!“ „Geh hin,“ sagte der Butt, „sie ist es schon.“

(Schluß in der nächsten Frauenbeilage.)

Der Hammer

Jugendchrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 15

Duisburg, 16. Juli 1927

8. Jahrgang

Gewerkschaftliche Selbsthilfe

Die wirtschaftlichen Kämpfe der Zunftgesellen drehten sich in den meisten Fällen um bessere Kost, höhere Löhne oder Verkürzung der Arbeitszeit.

Gewerkschaftliche Disziplin und Vernunft zeichnete stets die Kämpfe aus. Wilde Streiks über die Köpfe der Führer hinweg, kannte das Mittelalter nicht.

Die starken Finanzen der Gesellenverbände, ihr straffes Zusammengehörigkeitsgefühl verliehen ihren Bewegungen die Wucht einer seltenen Durchschlagskraft und waren von den Handwerksmeistern sehr gefürchtet.

Die Gesellen verstanden die Streiks gut zu organisieren. Die „Laufbriefe“ sorgten dafür, daß allerorts bekannt wurde, wo Gesellen im Streik stünden. Der Streikbruch wurde bitter geahndet. Der Streikbrecher wurde für „unehrlich“ erklärt und kein Meister durfte ihn beschäftigen, solange er die Gesellenehre nicht wieder erlangt hatte. Streiks waren auch von den Handwerksmeistern deswegen gefürchtet, weil sie oft sehr lange dauerten. So dauerte der Streik der Breslauer Gürtlergesellen, einer der ältesten Ausstände, welcher uns die Geschichte erzählt (1329), ein Jahr.

Um die Erhöhung der Löhne führten die Weberknechte in Speier einen Kampf und streikten von 1351 bis 1362, wo endlich die Meister nachgaben.

Nach dem Geschichtschreiber des deutschen Volkes, Janssen, waren die Schneidergesellen die unruhigsten und anspruchsvollsten. Zu Wesel am Rhein überwarfen sie sich einmal ausgerechnet zu Pfingsten wegen zu geringer Kost und Löhnung mit ihren Meistern. Umsonst versuchte die Stadtobrigkeit einen gütlichen Ausgleich. Die Gesellen zogen von dannen. Die Stadtverwaltung stellte darauf den Schneidergesellen folgendes Zeugnis aus, daß „die Snieder-knechte insonderheit ein unruhiges Gemüt han und zu Störungen und Uffleusen mer geneigt sin dann andere Handwerksknechte“. Der löbliche Rat aber fügte auch hinzu: „Die Meister hant vil Schuld, denn sie wollen, als der Geselle wol verlangen kan, nit drimal des Tags ordentlich zu essen geben und bürden zivil Arbeit uff.“

Ein weiteres Kampfmittel der Gesellenverbände war der Boykott, den sie über die Zunftmeister verhängen. Der Boykott war von den Meistern ebenso gefürchtet wie der Streik, denn er konnte ein ganzes Handwerk über ganz Deutschland hin lahmlegen. In der Hochblüte der Gesellenverbände zählten diese rund 150 000 Mitglieder, die durch ihre Zahl, ihre Finanzen und ihre Stellung den Zunftmeistern ein ebenbürtiger Stand waren. Zur Ehre der Gesellenverbände muß es gesagt werden, daß sie den Boykott nur in den notwendigsten Fällen verhängen, wenn alle anderen Mittel erschöpft waren. Es geschah nie, ohne vorher das Schiedsgericht in Anspruch genommen zu haben.

Die Gesellenvereinigungen des Mittelalters als die Interessenvertretung der Teilnehmer kannten den Klassenkampf und die klassenverbessernde Tendenz nicht, die leider durch einen großen Teil der modernen Arbeiterbewegung geht. Ihre Handlungen und ihr Ringen waren diktiert von dem hohen, sittlichen Prinzip: „Ge-

meintwohl“. Deshalb war auch die Form des Schiedspruches und des Schiedsgerichtes bei Kämpfen die am häufigsten auftretende Art, um einen gerechten Ausgleich der Interessen zu erzielen. Blieben aber die Schiedsgerichte und die Verhandlungen in ihren Wirkungen erfolglos, so griffen sie zu ihrem letzten berechtigten Verteidigungsmittel, zum Streik.

In den allermeisten Fällen fand bei vorkommenden Streitigkeiten zwischen Gesellen und Meistern ein friedlicher Vergleich statt, der besonders deshalb leichter zu erreichen war, weil beide Parteien gut organisiert waren und durch Vertrauensmänner verhandeln ließen. Zudem hatten die Magistrate der Städte kein Interesse daran, das wirtschaftliche Leben gefährden zu lassen und legten sich sofort ins Mittel, um mit einer in den meisten Fällen bewundernswerten Objektivität einen Schiedspruch zu fällen.

Wie war es aber den Gesellenverbänden möglich solche Streiks zu führen, die manchmal ein Jahrzehnt dauerten. In der Beantwortung dieser Frage liegt das Geheimnis der großen Macht der gewerkschaftlichen Selbsthilfe.

Die Gesellenverbände sahen ein, daß ohne eine starke finanzielle Grundlage nicht viel geschaffen werden könne und sie erzogen daher ihre Genossen zu einer Opferwilligkeit, die heute überaus groß anmutet und die um so gewaltiger erscheint, wenn man die Stellung der Gesellenverbände damals und der Arbeiterorganisationen heute vergleicht.

Von der Größe des Beitrages der einzelnen Gesellen läßt sich eine Vorstellung gewinnen aus der Bruderschaftsurkunde der Freiburger Kupfer- und Hufschmiedegesellen vom Jahre 1481. Bei einem mittleren Tagelohn von 12 Denaren ward als Eintrittsgeld ein halber Tagelohn gleich 6 Denare verlangt. Außerdem mußten jede Fronfasten 3 Denare gegeben werden, was im Jahre 12 Denare ausmachte. Der Wochenbeitrag stellte sich durchschnittlich auf 1,5 Denare.

Der Freiburger Kupfer- und Hufschmiedegeselle des 15. Jahrhunderts hatte also an Beiträgen zu bezahlen:

Eintrittsgeld (halber Lohn), gleich 6 Denare.

4 Fronfasten a 3 Denare, gleich 12 Denare.

52 Wochenbeiträge a 1,5 Denar, gleich 78 Denare.

Das machte eine Summe von 96 Denaren. Außer dem Eintrittsgeld mußten also 90 Denare jedes Jahr bezahlt werden.

Der Wert von einem Denar zu Ende des 15. Jahrhunderts entspricht im allgemeinen einem heutigen Geldwerte von 5 Mark. Der Geselle des Mittelalters zahlte 90 Denare Jahresbeitrag, was nach heutigem Gelde einem Jahresbeitrag von 450 Mark und einem Wochenbeitrag von rund 8,50 Mark entspricht.

Und wie hoch steht der Beitrag in der modernen Gewerkschaftsbewegung, die vor den gewaltigsten wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben steht und schwierigsten Zeiten entgegenschaut. Der Geselle von damals, der ungleich einfacheren Verhältnisse gegenüberstand, wollte die finanzielle Durchschlagskraft seiner Organisation unter allen Umständen auf das beste gewahrt wissen, und dafür brachte er Opfer.



Mutter

Mein lieber junger Freund, darf ich einmal für fünf Minuten deine Zeit, deine Geduld und deine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen? Ich habe nicht die Absicht, dir eine Moralpredigt zu halten, nur möchte ich deine Augen öffnen für tatsächliche Verhältnisse der Gegenwart. Darum bitte ich dich, lies dir nachstehendes Gespräch, das ich vor einigen Tagen in der Zeitung abgedruckt fand, einmal aufmerksam durch:

Lohnende Arbeit.

Fritz ist in die Lehre gekommen und kann den Mund gar nicht voll genug nehmen von dem, was er zu leisten hat.

„Um halber Fünfe trink ich schon Kaffee.“

„So, ist dann noch niemand bei euch auf?“

„Ja klar — Mutter macht det Frühstück for mir und um halber Sechse for Vatern.“

„Mittag auch?“

„Jawoll!“

„Na, da hat sie ja denn den Nachmittag wenigstens 'n bißchen Ruhe?“

„Ja, hat se — denn macht se reime, versorgt die Kleenen und denn besorgt se wat vor'n Abend, det ick und Vater 'n guten Happen

vorfinden, wenn wir zu Hause kommen. Denn lesen wir beede noch die Zeitung und denn jehn wir in die Klappe.“

„Mutter auch?“

„Jawoll — erst näht se noch 'n bißken, wenn sie auffjewaschen hat.“

„Wieviel Lohn kriegst du denn?“

„Fünf Mark die Woche.“

„Und Vater?“

„Zwohundert kriegt Vater.“

„Und Mutter?“

„Mutter kriegt doch nischt — die arbeet doch nischt!“

Und nun, mein junger Freund, da du bis hierher aufmerksam gefolgt bist, darf ich wohl annehmen, daß jetzt allerlei Gedanken und Erinnerungen vor dir auftauchen, die dir künden von Mutterliebe und Mutterforgen. „Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden, nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden“, so singt der Dichter. Wenn wir uns nun das Zwiegespräch noch einmal durchlesen, schleicht dar- sich nicht etwas wie Beschämung in unser Herz, weil wir so viel Ähnlichkeit haben mit dem Fritz.

Wir Gewerkschaftler kämpfen für bessere Arbeitsbedingungen, für Lohnerhöhungen und für verkürzte Arbeitszeit, aber, so fragen wir uns, waren wir auch die rechten Arbeitgeber unserer Mutter gegenüber? Haben wir der Mutter das zugestimmt, was für uns erstreben und erkämpfen?

Ich weiß, jetzt schlägt das Gewissen!

Laßt uns besser werden. Geloben wollen wir, von heute ab die Arbeit der Mutter zu achten und zu ehren; nie mehr wollen wir mit kleintlichen Wünschen die Mutter belästigen; selbst wollen wir mit Hand anlegen, damit die gute Mutter entlastet wird. Mit Liebe und Dankbarkeit wollen wir die Arbeit der Mutter vergelten. Es gibt ein neues Wort, das mir ausgezeichnet gefällt, es heißt: „entforgen“. Wir wollen uns heute geloben, unsere Mutter zu entforgen: das soll bedeuten, sie frei zu machen, zu entlasten von mancherlei Sorgen des Alltags. Jeder von uns wird da sein Päcklein auf den Rücken nehmen können, das er bisher unverständigerweise der guten Mutter aufgebürdet hatte.

Laßt uns anfangen, die Arbeit der Mutter zu erkennen, zu schätzen und zu ehren und mit Entgegenkommen, Liebe und Dankbarkeit ihr die Arbeit leicht zu machen.

„Ehre Vater und Mutter!“

Das Ziel

„Das Ziel ist“, so sagte Hilferding auf dem unlängst stattgefundenen Parteitag der Sozialisten, „alle Proletarier für den Sozialismus zu gewinnen.“ Muß dieser Herr Hilferding doch ein Optimist sein. Noch gar nicht so lange ist es her, daß derselbe Hilferding recht pessimistisch gestimmt war. Im Oktober 1923 sprach Reichsfinanzminister Dr. Hilferding vor den Berliner Parteifunktionären von der „Zerschlagung der Sozialdemokratie“. Er führte dabei aus:

„Der Einfluß, den wir auf die Massen haben, ist geringer geworden. Unsere Presse geht zurück . . . und gerade dort, wo sie radikal redigiert wird . . . Genossen, wir wollen uns keine Illusionen machen. Was wir jetzt erleben, ist keine deutsche Erscheinung. Sucht euch doch in der Welt um. Überall seht ihr die Zerschlagung der Sozialdemokratie. Es gibt heute kein Land, in dem eine starke sozialdemokratische Partei besteht.“

Da müssen wir Hilferding zustimmen, wenn er sagt: „Was wir jetzt erleben, ist keine deutsche Erscheinung.“ Gehen wir aber ruhig einen

Ungeheuer des Meeres

Von A. Höfner, Frankfurt a. M.

Vor Jahren kam von Toulon in Südfrankreich eine aufregende Kunde. Ein Taucher war in das Meer hinabgestiegen und wurde dort unerwartet von einem Riesentintenfisch (Cephalopoden, Polypen) angefallen. Im Nu hatten die Arme des Tieres in umfaßt, schillernd gelb-grüne Augen starrten ihn an, und er fand gerade noch Zeit, das Notsignal zu geben. Bewußtlos brachte man ihn ans Tageslicht. Wenige Sekunden noch, und er wäre in der eisernen Umklammerung erstickt. Das Tier wurde mit Messerstichen getötet und wog 100 Pfund. Jeder Arm hatte eine Länge von 8 Metern.

Die Tintenfische bevölkern zu Hunderttausenden das Meer und sind in bescheidener Größe in manchem Seewasserquarium zu sehen. Ihre Größe schwankt je nach der Art zwischen wenigen Zentimetern und mehreren Metern. Die kleinen Exemplare werden in vielen Ländern, z. B. in Italien, in großen Mengen gefangen und sind von Feinschmeckern sehr geschätzt. Der Körper bildet eine schwammige, fleischige Masse, teilweise mit einer Schale und einem Klossensaum umgeben, und trägt einen verhältnismäßig kleinen Kopf, aus dem zwei boshafte Augen hervorstarren. Rund um den Mund, der in schnabelartige Riefer endigt erheben sich acht oder zehn äußerst muskulöse Arme, die die Körpergröße viermal übersteigen und dicht mit Saugnapfen besetzt sind. Hat ein Arm einmal ein Tier ergriffen, so gibt es kein Entrinnen mehr. Nichtsahnend kommen die anderen heran wie riesige Echslangen und ein qualvoller Erstickungstod harret des armen Geschöpfes. Dabei sind die Polypen von einer ungeheuren Gefräßigkeit und Mordlust. Es wurde beobachtet, wie ein 35 Zentimeter großer Tintenfisch in einem Becken 25 Fische nacheinander tötete, obwohl er, vollkommen gesättigt, keinen der Fische zu sich nahm. Die Kleverer dieser „Seeräuber“ sind gewandte Schwimmer. Es ist ja wohl allgemein bekannt, wie sie durch Ausstoßen eines Farbstoffes Sepia eine

dunkle Wolke um sich hüllen, um ihren Feinden zu entgehen. Die Riesepolypen haben ihre Heimat auf dem Boden des Meeres. Dort lauern sie in irgendeiner Felspalte oder kriechen mit Hilfe ihrer „Kopfarne“ auf dem Boden umher. Nur selten kommen sie an die Oberfläche, sei es durch unglückliche Zufälle oder infolge heftiger Stürme, die sie für kurze Zeit hochtreiben und ans Gestade werfen. Dann aber enthüllen sie blutig die Schrecken der grausigen Tiefe. Zahlreich sind die Berichte von angetriebenen Riesen-Cepien.

So beobachteten Offiziere des Avisodampfers „Alecton“ im Jahre 1881 unweit von Teneriffa einen riesigen Cephalopoden von 5 bis 6 Meter Länge. Man schätzte das Gewicht des Tieres auf 40 Zentner. Die Mannschaft griff das Tier mit Flintenschüssen und Harpunen an. Stundenlang dauerte die Jagd. Schließlich warf man ihm eine Schlinge über, die an den Schwanzflossen hängen blieb. Infolge der Bewegungen des Tieres aber schnitt das Seil den weichen Körper durch, und der Tintenfisch verschwand in der Tiefe. Das abgeschnittene Stück wog etwa 20 Kilogramm. Auch in jüngster Zeit wurde ein Tier von 10 Meter Länge an der Westküste Nordamerikas gefischt.

Nimmt es da Wunder, wenn das dem Aberglauben leicht zugängliche Mittelalter die Wirklichkeit ins Reich der Phantasie erhob? Schon seit Aristoteles benutzte man das Bild eines Polypen, um eine große Gefahr recht drastisch darzustellen. Olaf Magnus, der Erzbischof von Upsala, erzählt von „Kraken“ (Cepien), auf deren Auge 15 Menschen Platz hatten. Der Bischof von Bergen läßt auf dem Rücken seines Ungeheuers sogar hohe Bäume wachsen. Beschrieben werden diese Riesentiere von niemand; denn niemand hat sie je gesehen. Einmal sollen sie als Sandbank, ein anderes Mal als bewachsene Insel erscheinen. Ein Bischof von Island soll sogar versucht haben, auf einer solchen Insel sein Boot zu landen und ein Feuer anzuzünden, bis er dann merkte, daß er auf dem Rücken eines „Kraken“ saß. Solcher Märchen gibt es noch viele. Ein Körnchen Wahrheit enthalten sie immerhin.

Schritt weiter und sagen, der Sozialismus ist keine deutsche Erscheinung, wenigstens nicht der Sozialismus, den wir in Deutschland erlebt haben.

Schon am 9. April, auf einer Tagung des revolutionären Zentralrats zu Berlin, hatte Cohen (Kreuz) den Mut, zu sagen: „Wir haben während der 50jährigen Existenz der Sozialdemokratie viele Fehler gemacht. Ist es nicht so, daß wir in der Kritik viel weiter gegangen sind, als wir im geheimen als berechtigt zugestanden? Wir haben übertrieben, kein gutes Haar an den andern gelassen und die Menschen für ein System verantwortlich gemacht, ohne die sachlichen Schwierigkeiten zu berücksichtigen. In übertriebener Weise haben wir unsere Anhänger gelockt und ihnen ein Paradies versprochen. Wir haben unsern Anhängern Wechsel auf die Zukunft ausgestellt, und jetzt können wir sie nicht einlösen!“

Auf Grund dieser Fehler und weil eine konsequente ehrliche Umstellung der Parteiorgane, der Presse im Lande, die im alten Schritt und Tritt weiterhesten, ihre Führer in Partei und Parlament schände im Stiche ließen, mußte in ihrer Nummer 50/1920 die sozialistische „Metallarbeiterzeitung“ bekennen: „Es steht schlecht um den Sozialismus.“ Unter anderem wird dieses mit folgenden Sätzen begründet:

„Das feste Fundament ist vernichtet, unterwühlt, und der ganze stolze Bau droht zusammenzubbrechen.“

„Demagogen lenkten die Massen von den Grundfragen der Trennung ab. Der Geist wurde auf Kleinlichkeiten, Nebensächlichkeiten konzentriert, die widerlichste Phraseologie gegen Personen und Einrichtungen fand ihre Stätte. Die Phrase feierte wahre Orgien . . . die enttäuschten Arbeitermassen wurden schmählich mißbraucht. Die Aktivität der Massen gerieb sich in öden Streitereien . . .“

„Die Massen, die am weitesten links angelangt sind, werfen sich der Bourgeoisie wieder in die Arme . . . Wir sind wieder dort angelangt, wo die Arbeitermassen standen, als sie noch rat- und hilflos dem kapitalistischen System gegenüberstanden, wo die Massen instruktiv handelten und ihnen Rückhalt und Führung mangelte.“

„Der Stern“, eine andere sozialistische Schrift, schrieb in Nr. 23/1923 dazu u. a. folgendes:

„Die Politik der Sozialdemokratie seit der Revolution leidet an einer ruinösen Unselbstständigkeit. Kein einheitlicher Plan beherrschte, keine feste

Basis trug die Politik der Partei seit 1918 . . . Die Sozialisten hatten sich an die Spitze des Staates geschwungen, aber sie konnten den sich daraus ergebenden Verpflichtungen nicht gerecht werden. Ihr Popularitätsbedürfnis ließ die Notwendigkeiten übersehen, die angesichts des verlorenen Krieges und des verarmten Reiches hätten erfüllt werden müssen.“

Wer nach solcher Selbsterkenntnis sich heute noch zum Ziel setzt, alle Proletarier zu Sozialisten zu machen, ist wirklich Optimist.

Einheitsorganisation

Die Frage der „Einheitsorganisation“ ist wiederholt in den verschiedensten Organen der deutschen Jugendbünde behandelt worden. Auch eine Reihe „überbewegter“ Jugendblätter, die sonst auf christlichem Boden stehen, haben des öfteren das Heil der Arbeiterschaft in der „Einheitsgewerkschaft“ gesehen, ohne daß ihnen ein Licht darüber aufgegangen wäre, daß dieses Schlagwort eine der vielen Reinzellen war, die man in die Reihen der christlichen Arbeiterschaft zu säen versuchte. Wie es nun mit der Einheit und der Einigkeit bei den Vätern dieses Einheitsgedankens aussieht, dazu einen kleinen Beitrag.

Der „Vorwärts“ (Nr. 132 d. J.) schreibt, daß die kommunistische Partei allein in zehn Gruppen und Fraktionen zerfalle, die alle mit Namen und Art im einzelnen aufgeführt werden. Neben der deutschen kommunistischen Partei kommt dann noch die vor einiger Zeit versuchsweise wieder errichtete kommunistische Arbeiterpartei, ferner die noch mehr oder weniger bestehenden Bewegungen der Unionisten, Syndikalisten, Anarchosyndikalisten usw. Diese bleiben die Antwort nicht schuldig und machen darauf aufmerksam, daß neben den Mehrheitssozialisten, den unabhängigen Sozialisten, den Altsozialisten, den Gewerkschaftssozialisten, den parteisozialistischen noch ein Duzend andere Gruppen und Richtungen auch in der Sozialdemokratischen Partei beständen. Der „Vorwärts“ möge also seine Weisheit für sich behalten. — Die Parole des Altmeisters Karl Marx: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“, der Ruf der Sozialisten und Kommunisten nach Einheitsorganisationen und nach einer Einheitsfront paßt hierzu wie die Faust aufs Auge.

Von diesem und jenem

Jugendstimmen

Boele. Daß auch in den Jugendgruppen des Christlichen Metallarbeiterverbandes im Landkreise Hagen noch emsiges Leben herrscht, bewies die am 17. Juni im Lokale Schürmann stattgefundene Jugendversammlung, zu der u. a. auch der Zahlstellenvorstand erschienen war. Der Versammlungsleiter begrüßte besonders den in der Ortsverwaltung Hagen tätigen Gewerkschaftssekretär Kollegen Meißner, der zum ersten Male in unserer Mitte weilte.

Als Referent war Jugendsekretär Prodöhl (Duisburg) gewonnen. Er hielt un seinen Vortrag über „Die Gewinnung des Eisens“. Redner behandelte zunächst die Arten der verschiedensten Erze und deren Zusammensetzung. Weiter berichtete er über die Fundorte der Erze. Im zweiten Teil seines Vortrages versuchte Kollege Prodöhl die Anwesenden an Hand einer Zeichnung mit einem Hochofen vertraut zu machen. Redner

wies auf die Beschaffenheit des Hochofens hin und sprach dann über den Schmelzprozeß. Für die meisten Anwesenden war es interessant zu hören, daß aus dem Ofen neben dem Eisen auch viele Nebenprodukte gewonnen werden, die Verwendung finden als Bausteine, Pflastersteine, Mauer sand und Zement. Auch wird aus den Rückständen des Ofens noch Blei gewonnen. Zum Schluß führte der Referent noch die gesundheitlichen Gefahren der Hochofenarbeit an und ersuchte die Kollegen, hieraus die nötige Schlussfolgerung zu ziehen, sich mit aller Kraft für die Ausbreitung des Christlichen Metallarbeiterverbandes einzusetzen.

Auf Grund der Aussprache wurde beschlossen, in der nächsten Zeit eine Versammlung abzuhalten, um die Lehrlingsverhältnisse, die bei einzelnen Firmen des hiesigen Bezirkes herrschen, zu besprechen und nach Möglichkeit die nötigen Schritte zur Beseitigung der Mißstände einzuleiten.

Nach Erledigung einiger geschäftlicher Fragen und des gemütlichen Teils konnte der Vorsitzende die Versammlung schließen.

Blitzschläge

Von General d. Art. a. D. von Stein f.

Vor sechs Jahrzehnten saß ich in der Untertertia des Gymnasiums zu Quedlinburg. An der Außenseite des Klassenzimmers lief ein Blitzableiter zur Erde. Während einer Mathematikstunde zog ein Gewitter herauf. Der gefürchtete Lehrer war milde und zerstreut. Er liebte die Gewitter nicht. Uns Schülern paßte die Lage. Aber plötzlich fuhren wir erschrocken empor, als ein greller Blitz herabfuhr, dem sich ein gewaltiger Donnerschlag anschloß. Der Lehrer rief: „Das ist an dem Blitzableiter hinabgefahren!“ Wir glaubten es alle, und doch täuschten wir uns. Bald sahen wir Rauch aufsteigen und hörten Feuerlärm. Der Blitz war reichlich 400 Meter von uns entfernt in ein Haus gefahren und hatte gezündet.

Einige Jahrzehnte später strebte ich im Harz der Hauskühnenburg zu, einer fahlen Hochfläche, die zwar keine Burg, aber einen Aussichtsturm trug. Als ich den von hohem Gebüsch umgebenen Höhenrand erreichte, stürzte ein beleibter Herr heraus und eilte den Abhang herab. Er schien dem aufsteigenden Wetter entgegen zu wollen. Nach Betreten der Hochfläche sah ich mich einem dürftig gekleideten Menschen gegenüber, der sich mir mit dem Bemerkten vorstellte, daß er zur Unterhaltung der Fremden hier sei. Wir bestiegen den Turm, und er versuchte, mir die wundervolle Aussicht zu erklären. Als das Unwetter herankam, begann er irre zu reden. Jeden Blitz und Donner begrüßte er mit lautem Jubelschrei. Es war klar, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Der Regen scheuchte uns in die Schutzhütte im Unterstock des Turmes. Hier steigerten sich die wilden Ausrufe der Freude über das Unwetter bei dem Unglücklichen, besonders als ein Blitz mit anschließendem Krachen des Donners auf einen Einschlag in allernächster Nähe schließen ließ. Mit Nachlassen des Gewitters beruhigte sich der seltsame Gefährte allmählich.

Nach Verlassen unseres Anls sah ich mich nach Spuren des Blitzes um. Er hatte einen einsamen Baum zertrümmert, der aber wenigstens 200 Meter vom Turm entfernt stand. Als ich später einen Köhler bei seinem Meiler traf, erfuhr ich von ihm, daß mein Begleiter ein verrückter Schuhmacher aus einem Nachbarorte gewesen sei.

Und wieder Jahrzehnte später saß ich während eines Gewitters in meinem Arbeitszimmer zu Deutsch-Enlau. Mein Haus lag durch den See abgetrennt vom Orte, schräg gegenüber dem Gymnasium. Bei dessen Bau war von Blitzableitern abgesehen worden, weil das von Wasser umgebene Gelände für ungefährdet galt. Ich durfte mich also in Sicherheit wiegen. Da hörte ich nach einem gewöhnlichen Blitz und Donner Ziegelsteine vom Dach herabfallen. Fast gleichzeitig schrie meine Schwester zur Tür herein: „Dein Schlafzimmer brennt!“ Also hinauf! Beim Deffnen der Tür quoll mir eine dicke Wolke von Staub und infernalischem Dästen entgegen, aber kein Feuer. Die Untersuchung ergab, daß der Blitz den metallenen Reichsadler auf der Fahnenstange des Daches getroffen und einen verwickelten Weg durch mein Schlafzimmer und wieder hinaus zum Abflusrohre der Dachrinne genommen hatte, ohne zu zünden. Meiner im Nebenzimmer krank im Bett liegenden Tochter war nichts Besonderes aufgefallen. Der Glaube an die Sicherheit des Geländes war zerstört worden. Da das Ereignis unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges stattgefunden hatte, so knüpften sich bald abergläubische Prophezeiungen daran. Ich hatte einmal gelesen, daß die Aussicht, das große Los zu gewinnen, ebenso groß oder gering sei, wie vom Blitz getroffen zu werden. Schade! Ich hatte kein Los, war auch nicht selbst getroffen worden. Doch das beruhigte mich wenig. Aber etwas anderes bewegt mich noch heute, wenn ich den vom Blitz getroffenen und sorgfältig aufbewahrten Reichsadler betrachte. Sein Kumpf ist unverletzt. Der eine Flügel liegt abgebrannt daneben, der andere ist bis auf einen Stumpf zerschmolzen. Aber das Haupt mit der Krone ist verschwunden.

Werbet für unser Jugendherbergswerk!

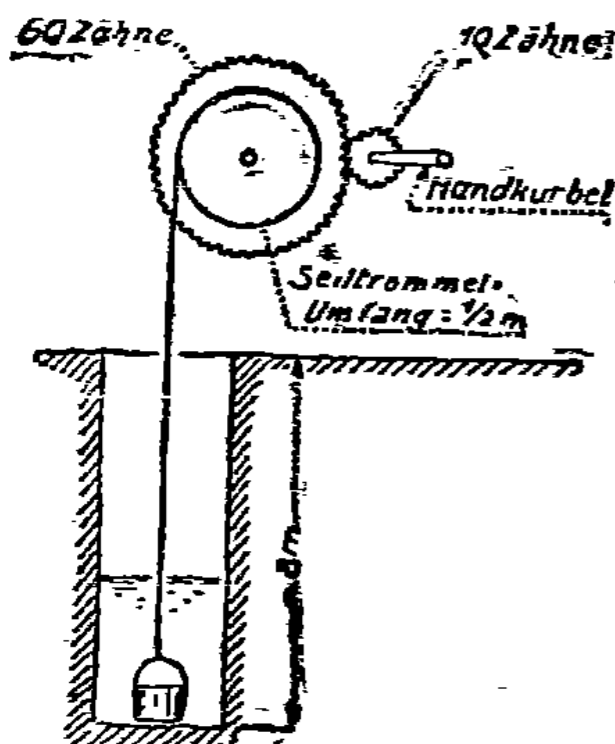
Noch heute bestellt Lose bei der Verbandszentrale in Duisburg, Stapeltor 17

Eschweiler. Am Samstag, dem 25. 6., hielten wir unsere Monatsversammlung, die sehr gut besucht war, ab. Der Leiter, Kollege R i p p, eröffnete die Versammlung, begrüßte alle Anwesenden und wies auf die Arbeit hin, die uns als Gewerkschaftsjugend bevorsteht. Er führte u. a. aus: Aus der Jugendkonferenz, die in Köln stattgefunden hat, müssen wir die richtige Schlussfolgerung ziehen. Mehr wie bisher müssen wir unter den Jugendlichen arbeiten, um sie zu werben und sie zu organisieren. Dabei müssen wir als Jugendliche mehr aus uns selbst herausgehen. Wir sollen hilfsbereit sein, wenn die Ortsverwaltung an uns herantritt, Hausagitation zu machen. Überall dort, wo uns Gelegenheit geboten wird, sei es in der Fabrik, Werkstatt, bei geselligen Zusammenkünften, im Gesellenverein, Arbeiterverein oder bei den Jugendvereinen, überall, wo noch Unorganisierte sind, müssen wir wirkliche Werber werden. Wie viele jugendliche Arbeiter stehen noch abseits von der Organisation. Wie viele beurteilen die Organisation aus Unwissenheit falsch. Hier ist es unsere Aufgabe, aufklärend zu wirken. Um dieses Ziel zu erreichen, brauchen wir Jugendliche, die mit dem Opferwillen und der Ausdauer der Alten gestärkt sind. Wir sind uns unserer Aufgabe bewusst, und wir wollen die Hand mit anlegen, damit unser Verband in der Lage ist, die materielle und kulturelle Hebung der Arbeiterschaft wirksam zu vertreten.

Gegen Grillen

Sprichwörter aus dem Sauerlande

1. Et flüeget kein Büegelfen sau hauge, et maht op de Eer sin Friätten seifen.
2. De äine maket et Berre, de annere liett sich drin.
3. De Afthäike is ne düere Kueke.
4. Alle hett se iähr Päckken op'm Puckel; owver joider gloitwet, hei hädde't schwöärste.
5. Dat Daller hiett 'n Kalenner in de Knuoken.
6. Me schicket münnes ne Wuorst, wann me nit wäit, datt he auf en Erwin flachtet.
7. Lauviell is bitter un wann 't of ut'n Huonigpott künmt.
8. Hei dait gärn wat, män blaus Sunndags un Wiärkeldags nit.
9. Ungegünnt Braot wät viell glätten.
10. Sprüekwoart — woahr Woart.



Wer weiß es?

Der Wassereimer soll aus dem Brunnen gezogen werden. Wie oft muß die Handkurbel herumgedreht werden?

Auflösung aus Nr. 14

Der kluge Schäfer stellt die Lattengitter, wie nebenstehende Abbildung zeigt, auf. Er hat so mit den 22 Lattengittern einen Raum von 120 Quadratmeter umstellt und kann nun auf dreifach so großem Raume die dreifache Anzahl Schafe unterbringen.

Für kluge Rechner

In einem Teiche, 4 Meter vom Ufer entfernt, ragt eine Lotusblume 50 Zentimeter aus dem Wasser hervor. Ziehe ich die Lotusblume zum Rande des Teiches, so reicht der Stengel genau bis zum Ufer. Wie tief ist der Teich?

Briefkasten

Ed. B. Vielen Dank für den Kartengruß von froher aber nasser Wanderfahrt. Der Wanderstab, ein Zauberstab, führt uns bergauf, bergunter, er zeigt mit jedem neuen Schritt ein neues Gotteswunder. — Wenn ein Wetter dich umstößt, laß nicht ab von einem Trost: Keinem

Regen kann's gelingen, weiter als bis zur Haut zu dringen. — Peter Gr. in M. Ich nenne Dir nachstehende Bücher: 1. Abendroth, Methodik des Zeichenunterrichts für Maschinenschlosser und verwandte Berufe. Verlag Velz, geheftet 2,50 M. 2. Gruffmann, Aufgabenmappe für das Ergänzung- und Zusammenstellungszeichnen. Verlag Herrose, je Band 5 M. 1. Band: Maschinenbauer und Werkzeugschlosser. 2. Band: Bau- schlosser, Kunstschlosser, Schmiede. 3. Stiehler und Kammerhoff; das Zeichnen der Metallarbeiter, Math. Handbuc. für Fortbildungs- und Fach- schulen. Verlag: Quelle u. Meier, geb. 1,40 M. Diese Bücher kann man in jeder guten Buchhandlung bestellen. — Jungmannen auf der Thüringerfahrt. Für die lieben Grüße aus Weimar herzlichen Dank. Vor Jahren habe ich auch das schöne Thüringerland durchwandert und erschaut. In Deutschlands schwerster Zeit habe ich vor dem National- theater gestanden, sorgenvoll das Haupt gesenkt und gedacht: „Was wird aus dir nun werden, mein Vaterland.“ Handschlag und Gruß. Theo Gr. in J. Die Laufbahn als Telegraphist ist sowohl bei der Post als auch bei der Eisenbahn möglich. Frage einmal bei dem Telegraphenamtes eures Bezirks an. In allen Berufen ist zur Zeit ein Ueberangebot von Kräften vorhanden. Frage richtig einmal an, aber sei vorsichtig mit dem Um- satz ein. Nicht eher die alte Stelle aufgeben, bis die neue ganz fest macht ist. — Albert B. in G. Das war aber eine saubere und ungeheuer fleißige Arbeit. Der Mathematiker aber rechnet diese Auf- gaben mit Hilfe einer Formel ganz einfach. Vor einigen Jahren brachte der Hammer eine ähnliche Aufgabe. Frdl. Grüße an alle Jungmannen in Gelsenkirchen. — Jungkollege R. in Essen. Paul gab mir deine Anfrage. Das Zeichen 1:40 auf dem Schildchen an der Eisenbahn be- deutet: Auf 40 Meter Eisenbahnstrecke gibt es eine Steigung von 1 Me- ter. In einer der nächsten Nummern soll eine ausführliche Erklärung ähnlicher Zeichen gebracht werden. — Paul F. in B. . . . bach. Wer heute noch dauernd beschäftigt ist, soll keinesfalls seine Stelle aufgeben, ehe er eine andere fest bekommen hat. In diesem Fache sind sehr viel Volontäre beschäftigt, die nur für ein ganz geringes Taschengeld arbeiten. Es steht dir aber frei, dich an einzelne Firmen schriftlich um Auskunft zu wenden. Das Angebot von ausgebildeten Facharbeitern ist sehr groß. — Gerhard B. in B. Das war ein fröhlicher Gruß. Es ist unmöglich, in der nächsten Hammernummer zu antworten. Geduld mußst du schon ein Quentlein haben.

Herzlichen Gruß

Meister Hammerlein, Duisburg, Stapeltor 17.

Verantwortlich für den Hammer: J. Mehr.

Bekanntmachung

Samstag, den 17. Juli, ist der 30. Wochenbeitrag fällig.

Bielefeld. Unsere Geschäftsstelle befindet sich ab 4. Juli: Bielefeld, Alleestraße 2, Fernsprecher wie bisher 2812.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter.

Hauptteil: Der Achtstundentag der Hüttenarbeiterschaft marschiert — Der Erfolg unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes, S. 449. Staat und Sozialpolitik, S. 450. Albrecht Dürer, S. 450. Fleischpreise und Arbeiterschaft, S. 452. Rationalisierung und Lohngestaltung, S. 452. Die Internationale Arbeitskonferenz, S. 453. Die deutsche Krankenversicherung, S. 454. Unterhaltung: Oliver Twist, S. 455. Aus den Betrieben: Die „Schäger“ der Arbeiterinteressen, S. 456. Verzicht auf Tariflohn, S. 456. **Artikelangabe:** S. 456.

Frauenleben: Arbeiterfrau, Verbraucherkraft und Gewerkschaftshilfe, S. 457. Staatsbürgerliche Erziehung der Frau, S. 457. Auch die Haus- frau muß Ferien haben, S. 458. Gemütlichkeit zu Hause, S. 459. Aber welcher Schmuck denn? S. 459. Unterhaltung: Vom Fischer und seiner Frau, S. 459. Vom Kochen und Rüssen, S. 460. Ärztliche Ratschläge: Ueber Fliegen- und Mückenplage, S. 460.

Der Hammer: Gewerkschaftliche Selbsthilfe, S. 461. Mutter, S. 462. Das Ziel, S. 462. Einheitsorganisation, S. 463. Unterhaltung: Ungeheuer des Meeres, S. 462. Blüßschläge, S. 463. Von diesem und jenem: Jugend- stimmen: Voelke, S. 463; Eschweiler, S. 464. Gegen Grillen: Sprich- wörter aus dem Sauerlande; Wer weiß es? Auflösung aus Nr. 14; Für kluge Rechner, S. 464. Briefkasten, S. 464. Bekanntmachung, S. 464.

Schriftleitung: Georg Wieber. Verlag: Franz Wieber, Duis- burg. Druck: Vereinigte Verlags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H. (Echo vom Niederrhein u. O. Köllen), Duisburg.